

«Ich nannte mir die Menschen, die auf mich als Dichter gewirkt haben. Es sind Dr. Steiner, Sent M'ahesa, Elisabeth, Stückgold, Felizitas.»

Albert Steffen. Tagebuch 7. April 1949

ALBERT STEFFENS BEGEGNUNG MIT ELSA CARLBERG

Heinz Matile

Einleitung

Die Freundschaft mit Elsa Carlberg¹, welche zwischen 1909 und 1927 unter dem Künstlernamen Sent M'ahesa als Tänzerin berühmt wurde, gehört zu den wichtigsten Schicksalsbegegnungen im Leben Albert Steffens. Im Rückblick wird er 1917 schreiben: «Wir vier (Rudolf Steiner, Elsa von Carlberg, Kurt Wernly², ich) bildeten damals einen geistigen Kreuzweg.»³ Und zehn Monate später:

«Der Tag, da Kurt Wernly mit Elsa Carlberg bekannt wurde, war sehr wichtig. Elsa Carlberg ist es, die mir Eingang in das Leben schaffte, Kurt Wernly in das Leben nach dem Tod. Er muss den Menschen kennen, der mir der wichtigste ist. Und es ist gut, dass er ihn in München kennen lernte.»⁴

Diese Hinweise lassen aufhorchen. Um 1918 schreibt Steffen in der «Autobiografischen Skizze», noch verdeutlichend und rückblickend auf die Zeit nach dem Viergetierelerbnis im November 1906:

«Da traten mir zwei Menschen gegenüber, durch deren L e b e n mein Zustand widerlegt wurde. Der eine lehrte mich wieder an die Güte, der andere an die Schönheit im Menschen glauben. Beider will ich still für mich gedenken.

Später durfte ich auch der Wahrheit im Menschen begegnen. - Plato schaute das Gute, Schöne, Wahre als Ideen. Ich erblickte diese drei im Leben.»

Die «Güte» dürfte sich auf seinen Jugendfreund Ernst von May⁵ beziehen, die «Schönheit» zweifellos auf Elsa Carlberg und die «Wahrheit» auf Rudolf Steiner.

Wenn Steffen am 27. April 1940 ins Tagebuch schreibt: «Ich nannte mir die Menschen, die auf mich als Dichter gewirkt haben. Es sind Dr. Steiner, Sent M'ahesa, Elisabeth, Stückgold, Felizitas. [...] Ohne jene Persönlichkeiten hätte ich meine Bücher (mit Ausnahme des ersten) nicht so geschrieben», wird überdies deutlich, daß die Begegnung mit Elsa Carlberg für sein Werk genauso bedeutsam war wie für sein Leben. Tatsächlich: welcher Leser von Steffens Werken hat sich nicht schon gefragt, was es denn mit den in Romanen und Novellen immer wieder vorkommenden Tänzerinnen auf sich hat?

Der Versuch, dieser Freundschaft und ihren Auswirkungen nachzugehen, bedarf deshalb keiner weiteren Begründung. Zweifellos hätten sich Leben und Werk des Dichters ohne diese Beziehung anders entwickelt, und sogar Steffens Verhältnis zur Anthroposophie und

¹ Vgl. ihren Lebenslauf S. XXff.

² Vgl. HINWEISE UND STUDIEN, Heft 2/3, 1987.

³ Tagebuch 1. April 1917.

⁴ Tagebuch 30. Januar 1918.

⁵ 1885-1944. Bruder des Malers und Zeichners Walo von May (1879-1928).

insbesondere sein Treueverhältnis zu Rudolf Steiner, das zeitlebens ein zentrales Motiv seines Denkens und Handelns war, hätte ohne diese Schicksalsbegegnung einen anderen Charakter gehabt.

Einer wesentlichen Einschränkung unserer Darstellung bleiben wir uns allerdings bewusst. Wir erfahren aus Steffens Aufzeichnungen sehr viel über seine Gedanken und Gefühle und schauen auch auf Sent M'ahesa vor allem aus seinem Blickwinkel. Ihre Zeugnisse sind viel weniger zahlreich. Um so wertvoller für das Verständnis ihrer Gedanken und ihres Verhältnisses zu Steffen sind ihre wenigen ausführlichen Briefe. Zu beachten sind insbesondere jene vom 4. November 1912 und 16. Dezember 1913 über Steffens Romane «Die Bestimmung der Roheit» und «Die Erneuerung des Bundes».⁶ Selten sind Werke Steffens einerseits in ihrer Problematik und andererseits ihres Gelingens so genau und eindrücklich erfasst worden, so dass man schon aufgrund dieser beiden Zeugnisse die Grösse und Bedeutung von Elsas Persönlichkeit erahnen und gleichzeitig nachvollziehen kann, warum Steffen ihr so nahegestanden und sie so hoch geschätzt hatte.

Die Berliner Zeit

Die Begegnung fand in einer für Steffens Lebensgang bedeutsamen Zeitspanne statt. Nachdem er das Medizinstudium in Lausanne im Frühjahr 1905 abgebrochen und sich im Einverständnis mit dem Vater entschlossen hatte, Dichter zu werden⁷, besuchte er während drei Semestern an der Universität Zürich die unterschiedlichsten Vorlesungen zur antiken und neueren Geschichte, Kunst- und Literaturgeschichte, aber auch zu Ethnologie und Nationalökonomie, zweifellos um sich für seinen zukünftigen Beruf eine breitere Wissensgrundlage zu erarbeiten. Gleichzeitig entstand das Manuskript zu seinem ersten Roman «Ott, Alois und Werelsche», das er Mitte Oktober 1906 nach Berlin mitnahm, wo er seine Studien an der Universität fortsetzte. Am 8. November sandte er das Manuskript an den Samuel Fischer-Verlag und erhielt schon am 22. Februar 1907 die Nachricht, dass der Roman zur Veröffentlichung angenommen sei. Damit war der erste bedeutende Schritt seiner Dichterlaufbahn geglückt.

Nur sechs Tage später, am 28. Februar 1907, folgte der Besuch des ersten Vortrages, den er von Rudolf Steiner hörte. Bestätigung seines Dichtertums und Beginn seiner intensiven Beschäftigung mit der Anthroposophie, in deren Rahmen er seine zweite Lebensaufgabe finden sollte, stehen zeitlich unmittelbar nebeneinander.

Unmittelbar nebeneinander stehen in den ersten Berliner Tagen, d.h. kurz vor seinem 22. Geburtstag am 10. Dezember 1906, auch die Begegnung mit Elsa Carlberg und das sog. Viergetiererlebnis. Beide fallen in die Zeit zwischen dem 21. Oktober und 8. November 1906, zu welcher Tagebucheintragungen fehlen.⁸ Erstere muss vor dem 2. November stattgefunden haben, wie aus dem nachstehenden Brief an den Vater vom 2. November hervorgeht, letzteres, wie Steffen mehrmals schreibt, an einem «Novemberabend», der aber vor dem 9. November liegen muss. Die Begegnung mit Elsa darf man auf diesem Hintergrund als ein hilfreiches Schicksalsgeschehen bezeichnen, erscheint sie doch als ein Gegengewicht gegen das aufwühlende und existentiell bedrohliche Viergetiererlebnis.

Noch am 19. Oktober 1906 heißt es im Tagebuch über Steffens Verhältnis zu Frauen:

⁶ Vgl. unten S. **XX**, **XX** und **XX**.

⁷ Vgl. HINWEISE UND STUDIEN HEFT 2/3, S. **XX**.

⁸ Steffen hat im Tagebuch für die Zeit zwischen dem 21. Oktober und 8. November 1906 16 ½ Seiten herausgerissen hat, die heute mit einer Ausnahme fehlen. – Ein Auszug aus dem Tagebuch nennt ohne Datum nur «FV» - das von Steffen häufig verwendete Kürzel für Elsa Carlberg. Dieses entstand aus EK für Elsa Karlberg durch Weglassen des unteren Querstrichs des E und des Abstrichs des K. (Eine ähnlich gebildete Abkürzung verwandte Steffen im Tagebuch für Kurt Wernly.) Neben FV verwendet Steffen aber auch das Kürzel FK.

«Eigentlich nimmt es mich wunder, warum ich jeden Annäherungsversuch einer Frau ablehne. Ich liebe doch diese Mädchen. Wenn ich zu Hause eines sah, mit ihm sprach und nachher darüber nachsann, so begehrte ich es. Hier sind sie ja viel schöner und herrlicher, und ich mag sie doch nicht. Ich glaube, es ist einfach dies: Ich muss Zeit haben, um zu lieben. Ich muss vorher das Weib ganz durch und durch kennen. Ich muss tausend Blicke von ihm gesehen haben. Und wenn ich dies getan habe, so denke ich viel lieber an ein weniger hübsches als ein unbekanntes schönes. Für mich ist überhaupt niemand schön, den ich nicht kenne. Freilich, viele Gesichter sind so rein, so offen, dass man sie auf das erste Mal liebt.»

Am folgenden Tag notiert er, er wisse nun, dass es kein Unglück sei, kein Weib zu lieben: «Aber zugleich wurde mir damit auch ein Glück zerstört. Ich träumte mir nämlich, daß es etwas Wunderbares, etwas Überirdisches, etwas Unglaubliches, Unerreichbares wäre, ein Weib zu besitzen.» Die ersten Tage in Berlin – nicht zuletzt wohl der Anblick der Dirnen, die er auf den Strassen beobachtete – hatten ihn desillusioniert: «Ein nacktes Weib ist ein Weib ohne Kleider jetzt. Früher war es ein seltsames, nicht menschliches Phantasiegeschöpf. Diese Erkenntnis kam mir nicht etwa, weil ich ein Weib sah, nein, sondern weil sie Augen haben hier, die den ganzen Leib zeigen.»⁹ Und «Ich sehe zum ersten Mal die Hässlichkeit des Weibes.»¹⁰

Dann aber geschah das Überraschende, Unerwartete, wovon Steffen in einem Brief an den Vater am 2. November schreibt: «Ferner habe ich durch E.v. May¹¹ Leute seiner Pension kennengelernt. Vor allem ein junges Fräulein, das mir sehr gefällt und ausserordentlich tiefe Gedanken hat, wobei wir alle die Hände zusammenschlagen und rufen: Gnä Fräulein sind ja Philosoph!»

Über das noch bevorstehende Zusammentreffen schreibt er am 21. Oktober: «Ernst von May sagte mir, jenes Fräulein möchte meinen Charakter ergründen. Sie möchte ein Liebesverhältnis mit dir. [...] Wie wäre man als Liebender? Es ist das erste Mal daß diese Frage an mich herantritt.» «Ich sehe schon tausend Freuden. Ich sehe schon tausend neue Schlüsse und Entdeckungen und Erlebnisse und also Werte. Ich sehe neue Lebensauffassungen und gar das Schicksal darin: So mußte es kommen. Darum konnte ich im letzten Augenblick doch nach Berlin.»¹²

Allerdings notiert Steffen am 8. November im Tagebuch auch: «Seltsam, wie man in der Phantasie arbeitet. Als ich sie dann sah, war sie mir ganz gleichgültig, und ich ihr auch. Ja, sie war mir fast etwas widerwärtig. Ihr weißer kahnartiger Hut und der Schleier und die Boa.» Zehn Jahre später spiegelt sich dieser Gedanke im Roman «Sibylla Mariana», wo es von Lotte heißt: «Ich glaubte, ich hätte sie gern. Aber heute, als wir im Kolleg zusammensaßen, erschien sie mir so fremd mit ihrem vornehmen Kleid, dem Pelz und Schleier und dem kleinen, kahnartigen Hut. Und ich ihr auch. Denn kaum hatte der Professor ausgesprochen, so gab sie mir die Hand und ging. Ich weiß, ich kann nie ein innerliches Verhältnis zu ihr gewinnen. Wir haben nichts miteinander zu tun. Zu mir gehören andere Menschen. Nun, ich täuschte mich eben.»¹³ Am 31. November meint er, er habe Elsa vielleicht zum letzten Mal gesehen. Da und dort kann man dem Tagebuch aber auch entnehmen, daß Steffen fürchtet,

⁹ Tagebuch 20. Oktober 1906.

¹⁰ In einem Auszug aus dem Tagebuch.

¹¹ Ernst von May, geb. 7. Mai 1885, gest. 1944, Bruder des Malers und Zeichners Walo von May (1879-1928), besuchte die Realabteilung des Freien Gymnasiums in Bern und war spätestens seit 1903 mit Steffen befreundet. Besonders intensiv war die Beziehung während Steffens Aufenthalt in Berlin, wohin von May kurz vorher gezogen war und wo er Kunstgeschichte studierte. 1910 ließ er sich dort zum Heilsarmee-Offizier ausbilden. Vgl. HINWEISE UND STUDIEN ZUM LEBENSWERK VON ALBERT STEFFEN, Heft 2/3, S. 13. – Steffen widmete von May sein Erstlingswerk, den Roman OTT, ALOIS UND WERELSCHKE, Berlin 1907.

¹² Tagebuch 21. Oktober 1906.

¹³ Sibylla Mariana, Berlin 1917, S. 124.

Elsa könnte Ernst von May lieben, der ja schon länger mit ihr bekannt war.¹⁴

Im Tagebuch finden sich in den letzten Wochen des Jahres 1906 und den ersten von 1907 nur wenige Erwähnungen von Elsa Carlberg. Steffen dürfte sie anfänglich wohl eher zufällig getroffen haben. Im Januar 1907 notiert er bei einer solchen Gelegenheit: «Sie spricht sehr schnell, so dass ich nicht viel verstand. [...] Ich fühle nur, wie sie ist, so wie ich ahne, was sie sprach, und weiss es doch ganz genau.» Kurz darauf aber bemerkt er: «Heute morgen merkte ich, dass ich Fr. K. [Fräulein Karlberg] lieb habe. Eigentlich nur, weil ich viel an sie denke.» Ihren Charakter und ihr Wesen bezeichnet er als «seltsam wegen des unbemerkten Verschmelzens von Klugheit und Natürlichkeit.»

Im Februar verabreden sie, dass Elsa mit ins Kolleg zu Kurt Breysig kommen soll.¹⁵ Auch besucht Steffen Mitte des Monats mit ihr ein Konzert von Leo Blech¹⁶ und notiert im Tagebuch:

«Das Konzert von Leo Blech scheint eine neue Periode einzuleiten. Ich wusste bis heute wirklich nicht, dass man wirklich eine Welle, ein Hauch, eine Farbe, ein Strahl sein kann. Eigentlich hat Fr. K. [Fräulein Karlberg] daran ein wenig schuld. Wir redeten über Musik und kamen überein, dass man bei vollkommenem Zuhören der Ton selber sei. Ich schwelgte noch nie wie an diesem Abend.»¹⁷

Und als Albert Steffen zusammen mit Ernst von May und dem Maler Karl W.H. Stockmeyer am 28. Februar den ersten Vortrag Rudolf Steiners besucht¹⁸, ist Elsa ebenfalls dabei.¹⁹

Schon vorher, am 1. Februar oder kurz danach, heisst es im Tagebuch: «Jetzt ist sie immer um mich. Jetzt bin ich verloren. Ich weiss, es verdirbt mich. Ich kann doch nicht anders. Kaum erwache ich, so rufe ich sie herbei. Und da ist sie, aus deren unbewussten Kinderbewegungen ich ihr Schicksal seh. Das Schicksal ohne Ausweg, eine graue Stadt, die kein Ende hat und kein Abendrot und keine vögelbergenden Bäume. Und da merke ich es, ihr Schicksal ist auch meines, und ahne, wenn wir unser Schicksal in Liebe beide zusammen bekämpften, würden wir siegen im Leben. Oder vielleicht würde das Schicksal dann eins und stärker, und nie hätte das Unglück ein Ende.»

Steffens Gefühle bleiben aber ambivalent und widersprüchlich. Einerseits fühlt er sich zu Elsa hingezogen, andererseits wünscht er sich als Lebensgefährtin eine Frau, die bereit ist,

¹⁴ So im Februar 1907, T 48/OT 264: «Es überkommt mich doch Qual wegen Fr. K., dass sie in Ernsts Gedankenwelt ist und dass sie sich nun ganz dem Denken hingibt. Das wird noch alles zerstören. Sie hat bis jetzt Kant und Schopenhauer gelesen und blieb unversehrt. Aber jetzt, wo sie von einem Menschen, der lebt, beeinflusst wird, wird sie nicht mehr loskommen. Ich weiss ja, wie es geht, aus Erfahrung an mir, wie schwer es ist, die Menschen nach etwas anderem als nach ihren Gedanken zu beurteilen; wenn man lange gedacht und analysiert hat. Und der Mensch bekommt doch allmählich ein Gesicht nach seinen Beurteilungen anderer. Dass dies nicht bei ihr geschehe! Denn seltsam, trotzdem sie meine Gedanken belächelt, schaut sie mich gross und starr an.»

¹⁵ Tagebuch 14. Februar 1907 – Den heute weitgehend in Vergessenheit geratenen Kultur- und Universalhistoriker Kurt Breysig (1866-1940), Professor in Berlin 1896-1933, hat Steffen offenbar sehr geschätzt: «Das Vorzüglichste, was ich je in Geschichte hörte.» Brief an den Vater 2. November 1906. Besonders angetan war Steffen wohl von Breysigs Blick auf die grossen geschichtlichen Zusammenhänge, wie er ihn später auch bei Rudolf Steiner wiederfand. – Eine gute Einführung in Breysigs «Kampf um die Universalhistorie» gibt HARTMUT BÖHME im Vorwort zur Neuausgabe der 2. Aufl. von Breysigs «Die Geschichte der Menschheit, Bd. 1, Berlin 2001, S. V-XXVI. – GERTRUD BREYSIG, die das Konzentrationslager von Theresienstadt überlebte, kümmerte sich nach dem Krieg um die damals noch vorhandenen Teile des Nachlasses ihres Mannes und widmete ihm eine Biographie: Kurt Breysig. Ein Bild des Menschen, Heidelberg 1967.

¹⁶ Geb. Aachen 1871, gest. Berlin 1958. Komponist und Dirigent.

¹⁷ Tagebuch zwischen 15. und 23. Februar 1907.

¹⁸ «Der Lebenslauf des Menschen vom geisteswissenschaftlichen Standpunkte», gehalten im Architektenhaus (in: GA 55).

¹⁹ Dies geht erst aus einer Tagebuchaufzeichnung vom 1. April 1917 hervor: «Das erste Mal, da ich Rudolf Steiner hörte: im Architektenhaus in Berlin 1906 [eigentl. 1907] mit Elsa Carlberg zusammen, die ihn auch zum ersten Mal hörte.»

sich intensiv mit seiner eigenen Aufgabe zu verbinden – was damals zumindest noch völlig offen war. Aber auch in der Leidenschaft soll ihm eine zukünftige Frau gleich sein.²⁰

In den folgenden Monaten werden die Tagebucheintragungen zur Frage der Beziehungen zwischen Mann und Frau und zur Ehe, zu welcher er sich erziehen will, zahlreicher. Sie kreisen zwar um Elsa, haben aber öfter allgemeinen Charakter:

«Die Ehe darf nur nicht Zweck sein. Sie muss Mittel sein. Zu Zweien ergeben sich mehr Kombinationen, Erlebnisse, und auf jeden kommt man zu Zweien auch weiter.

Aber jeder Gedanke oder jedes Erlebnis muss einmal die Ehe kreuzen. Kann aber deswegen noch hundert andere Dinge kreuzen.

Du findest allein eine Blume, du findest sie allein schön, du nimmst sie heim, bestimmst sie, gibst sie der Frau. Jetzt pflanzt sie sie, pflegt sie, führt sie in die Welt ihrer Freude ein. Zwei Welten treffen sich: deine - ihre. Jetzt gehen diese Welten vereint, und vielleicht entsteht daraus etwas ganz Seltsames und niemand Bekanntes, das Tausende erfreuen kann.»²¹

Steffens Gedanken können sich aber auch ganz konkret auf Elsa beziehen:

«Ferner erwägt: Ein Kind zu zeugen und aufzuerziehen. Die Möglichkeit, dass man das Weib fände, das klug und gescheit und edel wäre: F. K. (Lehre dieses Winters.)»²²

Er überlegt sich, wie Elsa als Mutter wäre:

«Sie scheint allzu bewusst zu leben und zu denken, um es sein zu können. Sie würde ein Kind wollen, um Studien an ihm zu machen, weil es interessant wäre. So wie sie auch liebt, weil es eben interessant ist. Nun hätte sie eins. Wie sie sich nun mit ihm abgibt, zeigt sich doch das Unbewusste: die Liebe. Sie betrachtet es, sie lächelt es an, sie spielt mit ihm und hat vergessen, warum sie dies tut, ja sie weiss eigentlich gar nicht, was sie tut, so wie es bei jeder Mutter der Fall ist.»²³

Im Laufe des Monats Mai werden die Begegnungen häufiger, die Gefühle intensiver. Die vollkommene Ehe wird Steffen zu einer «glückseligen Erwartung und Möglichkeit»: «Es gibt in der Tat nichts was nicht auf die Ehe als Endziel hinwiese. Immerhin erst auf die Möglichkeit. Denn so wie ich jetzt bin wäre es nicht möglich.»²⁴

Die Widersprüche bleiben aber bestehen. Einerseits glaubt er, leicht auf Elsa verzichten zu können, andererseits muss er sich zwingen, «nicht jeden Abend zu FV zu gehen. Ich sehe, ich werde die Tage herbeisehnen, an denen ich es mir gestatte.»²⁵ Und am 12. Mai fühlt er sich «sehr verzweifelt. Ich denke es lastet wieder der alte Fluch auf uns beiden. In der Ferne haben wir uns gern. Sind wir zusammen, so stossen wir uns beide ab.» Noch versucht Steffen die Gefühle durch das Denken zu steuern. Er macht Elsa – ob nur im Tagebuch? – Vorschriften: «Sie soll sich überhaupt erst seelisch und geistig ganz mir ergeben.»²⁶

Aber schon am folgenden Tag heisst es: «Es bleibt mir doch nichts anderes übrig. Alles andere als mich ihr hinzugeben ist gemein, klein, lächerlich. Aber dies: gar nicht mehr an mich denken. Nur an sie. Ihr alles zu liebe tun. [...] Wie ich heute aufjubelte als ich diesen Gedanken fand. Denn er befreite mich auf einmal von allem Kleinlichen, von den lächerlichen Berechnungskünsten. Nur nie schlau sein. Nur immer gut und offen und rein.» Sich hingeben «ist ein vollständiges Leben für einen anderen.»

²⁰ Tagebuch 23./24. Februar 1907.

²¹ Tagebuch April 1907.

²² Tagebuch April 1907.

²³ Tagebuch April 1907.

²⁴ Tagebuch Anfang Mai 1907.

²⁵ Tagebuch Mai 1907.

²⁶ Tagebuch 12. Mai 1907.

Und nochmals einen Tag später verbindet sich seine Liebe mit einem religiösen Erlebnis: «nimm mich, Gott, in deinen Strahlenmantel und hülle mich ein.» «Nun ist mir alles eins: ob ich sie liebe, ob ich auf sie verzichte, ob wir uns trennen. Jetzt darf ich sie lieben. Küssen. Es ist das im Strahlenmantel geborgen sein.»²⁷

Steffen knüpft damit an ein Erlebnis an, das er in jenen Tagen hatte, als er Elsa kennen lernte, und das ihn zutiefst bewegt hatte. Die betreffenden Aufzeichnungen fanden sich in einem wohl von Steffen selbst zusammengestellten Konvolut, das sich auf die Freundin bezieht und u.a. auch Teile einer Seite enthält, die er aus dem Tagebuch herausgerissen hatte.²⁸ Das Erlebnis bezieht sich auf ein damals Giotto zugeschriebenes Bild, das er im Berliner Museum gesehen hatte.²⁹

«Bei Giotto: Das Armmotiv. Das rührendste ist es, wenn zwei Arme sich uns entgegenstrecken. Man sieht diese Bewegung sehr selten im Leben und hört doch in allen Büchern von ihnen. «Er streckte die Arme nach ihm aus.» Wer kann es noch? Diese Arme haben einen seelischen Ausdruck bekommen, sie sind sprechender als ein Gesicht. Es ist die Seele, die hebt, die emporzieht, die kraftvoll ist, die über alles siegt.

– Zugleich umfloss vom Gotteshaupt ein Strahlenmantel mich von Kopf zu Fuss, von Seelengold gewebt, der alles was ich sündigte, das Hässliche, die Blößen liebevoll verbarg. Und wieder unter seinem linden Tuch, erwuchs ich neu, da wurd ich weiss, da bebte jedes Teil von Seelenseligkeit.»

Auf einem beiliegenden Typoskript heisst es ergänzend: «Was mir Giotto gab, das wollte ich der ganzen Welt weiter geben... Das war meine damalige Stimmung.» Und weiter unten:

«Giotto anschauen, besser selber ein Giotto werden.»

Bedeutsam wurde dieses Erlebnis im Hinblick auf Elsa Carlberg dadurch, daß Steffen das Motiv der erhobenen Hände zum Ausgangspunkt der Meditation macht, mit welcher er die innere Beziehung zur Freundin herstellt. Wie im ursprünglichen Erlebnis vor dem Bild führt ihn auch diese Meditation zum Erleben, von einem Strahlenmantel umgeben zu sein. Im Tagebuch finden sich immer wieder entsprechende Hinweise. In einem weiteren undatierten Typoskript heisst es sogar:

«Zum Beispiel mußte ich immer bei einer bestimmten Gestalt von Giotto, welche die Arme ausstreckte, kniend an sie denken, um sie so zu empfangen. Diese Gestalt schickte ich ständig zu ihr aus. [...] Aber merkwürdig war, daß sie dann wieder das Wesen von ihr annahm, und mir war, als streckte sie sich mir entgegen. Als käme sie auf mich zu... Ich kam davon nicht los. [...] Dann wieder drängte es mich, eine Kirche mir vorzustellen ausgeschmückt mit den Farben des Johannevangeliums und mit ihr hindurchzuwandern. Und ihr zu sagen: Das habe ich gemacht.»³⁰

An dieser Stelle sei auf das Motiv der «Schicksalsbewegung» hingewiesen, das Steffen

²⁷ 14. Mai 1907, T 195f./OT 453v.

²⁸ Vgl. oben Fussnote 8.

²⁹ Um welches Bild es sich handelte, ist nicht mit letzter Sicherheit auszumachen. Am ehesten kommt dafür das heute Maso di Banco zugeschriebene Bild «Die Gürtelspende Mariae an den Apostel Thomas» (Gemäldegalerie Berlin, Inv.Nr.1141B) in Frage, das Anfang des 20. Jahrhunderts Giotto zugeschrieben war und auf welchem Thomas beide Arme der im Himmel schwebenden Maria entgegenstreckt. An anderer Stelle schreibt Steffen, er habe das Bild zuerst in einem Buch gesehen (Typoskript in Konvolut zu Elsa Carlberg, vgl. unten S. **XX**), und im stark autobiographischen Roman «Aus Georg Archibalds Lebenslauf und nachgelassenen Schriften», S.184, ist von «einer knieenden Frauengestalt in einem mildpurpurnen Mantel» die Rede, «die betend die Hände zu einer Lichtgestalt emporstreckte.» Letzteres könnte, falls Steffen Thomas als Frauengestalt interpretierte, auch auf die «Gürtelspende» zutreffen.

³⁰ Diese auf Giotto bezüglichen Stellen belegen, dass Steffen – lange bevor Rudolf Steiner sich in gleicher Richtung äusserte (vgl. Brief von Rudolf Steiner an Marie Steiner vom 27.2.1925 in: Rudolf Steiner/Marie Steiner-von Sivers, Briefwechsel und Dokumente, S. 449ff.) – einen entsprechenden Reinkarnationszusammenhang zumindest ahnte.

auch im dichterischen Werk hie und da erwähnt³¹, das aber besonders in den persönlichen Aufzeichnungen eine bedeutende Rolle spielt, ohne dass wir mit Sicherheit sagen könnten, was damit konkret gemeint ist. Zitiert sei hier nur eine Stelle aus dem schon genannten Konvolut von Aufzeichnungen zu Sent M'ahesa, wo es heisst:

«Was mich beunruhigte, war ihre Schicksalsbewegung, aus welcher mir alle ihre künftigen Schritte entgegneten. Es war mir beständig, als müsste ich sie zurückreissen. Und ich wusste, ich musste mit ihr gehen, um zu helfen, wenn es not tat. Nicht nur Hand in Hand, sondern Geist mit dem Geiste. Und so war ich denn jahrelang an ihrer Seite, auch wenn sie fern von mir weilte. Und ich versagte mir zwölf Jahr lang einen Spaziergang, der über eine höfliche Begleitung hinausging.»

Die von Beginn an gefährdete, aber intensiv gelebte Beziehung kulminiert innerhalb von nur etwa 2½ Monaten, von Mitte Mai bis Ende Juli 1907, bis zu Steffens vorübergehender Rückkehr in die Schweiz. Gemeinsam besuchen sie Vorlesungen von Georg Simmel³² und Heinrich Wölfflin³³ und hören «über die Philosophie der Religion und Rembrandt vortragen».

Im Tagebuch listet Steffen die Tage und Abende des Zusammenseins auf, im Café oder in ihren Zimmern, auf Spaziergängen in der Stadt, im Tiergarten und im Zoologischen Garten, oder bei Ausflügen in die Umgebung Berlins, nach Tegel und Zeuthen, zum Heiligensee und Müggelsee, wo sie baden, Kahn- und Dampferfahrten unternehmen und gelegentlich im Gasthaus übernachten.

Es sind zwei junge, manchmal übermütige, manchmal nachdenkliche Menschen, die wir aufgrund von Steffens Tagebuchseiten dieser Zeit verfolgen können, mit den widersprüchlichen Gefühlen, die man in diesem Alter und in dieser Situation hat, mit Hoffnungen und Zweifeln, mit Fragen um die Liebe, um eine eventuell mögliche gemeinsame Zukunft und gemeinsame Kinder, aber auch um das Genügen oder Ungenügen gegenüber dem Partner und das mögliche Scheitern der Beziehung, und anderes mehr.

Ende Juli müssen sie sich trennen – nach einem Abend am Schlachtensee, den Steffen als «Scherz des letzten Abends» bezeichnet. Elsa begleitet ihn auf den Bahnhof, wonach er über Köln in die Schweiz zurückfährt. Vor Ende August erhält Steffen in Murgenthal einen Brief, in welchem ihm Elsa vom Examen berichtet: «O Du Lieber, ich möchte Dich küssen, weil mein Physikaufsatz so gut ist.»³⁴

Mitte Oktober reist Albert Steffen nach Berlin zurück. Steffens Haltung gegenüber Elsa ist distanzierter: «Seit heute [...] habe ich E. v. K. ihren Platz wieder zugewiesen. Sie füllt mich nicht mehr aus. Ich habe wieder Genuss an der Arbeit. Die Arbeit ist mir mehr wert als sie. Aber das Neue dabei ist, dass sie die Arbeit nicht mehr ausschliesst. Liebt sie mich weiter - eh bien. Liebt sie mich nicht weiter - eh bien.»³⁵

Am 28. Oktober besucht er mit ihr und Ernst von May im Deutschen Theater eine Aufführung von Kleists «Prinz von Homburg»³⁶ und bald danach gehen sie – wiederum zu Dritt – an den Wannsee. Wieder keimt eine gewisse Eifersucht auf, doch ist diese nicht Steffens Hauptproblem, sondern die wiederholt und in unterschiedlichster Weise gestellte Frage, ob er sich von Elsa trennen soll oder nicht, obwohl er sie liebt, obwohl sie sich auch immer wieder zu zweit treffen, Elsa immer wieder zu ihm kommt – Steffen wohnt nun an der Motzstrasse – oder er zu ihr in ihre Wohnung geht.

³¹ Vgl. z.B. «Aus Georg Archibalds Lebenslauf und nachgelassenen Schriften», Dornach 1950, S. 207.

³² Berlin 1858 - Strassburg 1918. Philosoph und Soziologe. 1885 Privatdozent und 1901 a.o. Professor für Philosophie an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.

³³ Winterthur 1864 - Zürich 1945. Kunsthistoriker. 1893 Professor an der Universität Basel, 1901 Berufung nach Berlin, 1912 nach München und 1924 nach Zürich.

³⁴ Obwohl Elsa 1½ Jahre älter war als Steffen, besuchte sie in Berlin noch das Gymnasium, daneben aber auch schon Vorlesungen an der Universität. Zum Schmunzeln kann die Bemerkung im Tagebuch Anlass geben, es sei Elsa plötzlich in den Sinn gekommen, dass er erst 22 Jahre alt sei und sie sich fast geschämt hätte (Tagebuch 7. Juni 1907).

³⁵ Tagebuch 22. Oktober 1907.

³⁶ Erwähnt wird auch ein vorangegangener Besuch von «Was ihr wollt», ebenfalls zu dritt.

Am 21. Oktober 1907 weist eine Tagebucheintragung auf ein Motiv hin, das schon auf den 1912 erschienenen Roman «Die Bestimmung der Roheit» vorausweist:

«Oft wenn ich allein bin, kommt es mir in den Sinn, wie roh oft meine Liebe zu ihr ist. Weil mich diese Rohheit verzweifeln macht, vertieft sich die Liebe. Je roher ich sie liebte, desto mehr muss ich nachher an sie denken und meine Liebe wird inniger. Warum liebst du diesen Rohling? Und da gewinne ich sie lieb, weil sie ihn lieben kann trotz allem.»

Wie tief innerlich Steffen aber andererseits durch das Erlebnis der Schönheit dieser Frau berührt wurde, geht aus einer Tagebucheintragung vom 20. Februar 1908 hervor:

«Ein Weib das sich zur höchsten Schönheit entwickelt hat und sich nun einem Manne hingibt macht, daß der Mann nur noch ihresgleichen lieben kann. In der Welt des Mannes werden nur noch solche Frauen sein. Auf Spaziergängen, Kahnfahrten oder badend. Ich könnte mir kein Mädchen denken daß ich lieben könnte, wenn es nicht die langen Haare v. FK hätte oder wenn es nicht ihre Schlankheit und ihren leichten holden Gang hätte. Wenn einmal ein Mann eine solche Frau gesehen und bewundern gelernt hat (und es ist die Aufgabe der Frauen, daß sie uns ihre Schönheit sehen lernen), dann ist er für eine höhere Schönheit auf einmal mit einem Ruck und für immer empfänglich geworden. Gerade wie wenn einer für tausend neue Schönheiten empfänglich ist, wenn er das Meer gesehen hat. Dieser Mensch nun lernt plötzlich unter den Bäumen das Schönste finden, im Schnee die neuste frischeste Reinheit, im Himmel eine viel ewigere Tiefe, wenn er ein solches Weib kennen gelernt hat. Und es ist zu merken, daß die Entwicklung eines Weibes in der Schönheit bis ins unendliche gehen kann. Und ebenso wie ein Weib für alle lebende Schönheit empfindlich machen kann, so kann sie dies auch durch ihre Kleider, durch ihre Bewegungen, durch ihre Sprache. Sie kann wirklich das ganze Weltall auf eine höhere Stufe heben. – Die Menschen die eben bei ihr waren, sollen jetzt auf eine ganz besondere Art durch die Stadt gehen. Sie sollen für ganz neue Schwingungen empfänglich sein und gegen andere gefeit werden.

Die Frauen des Leonardo sind Welttaten, wichtiger als dreißigjährige Kriege. Hier sind die Ziele der Frauen, man möchte sagen, für alle Zukunft gegeben. Es gibt Frauen, die ganze Generationen beeinflussten und hoben. Epochen die durch ihre Porträte restlos ausgeschöpft sind charakterisiert sind. Ein Lied. Tanz. Lachen. Oft ist ein Land, ein Dorf etc. ganz ohne Interesse bis wir ein Mädchen in der Gasse sehen.»

Die Haltung von Elsa geht aus einem Brief an Steffen hervor, dessen Abschrift sich im Tagebuch vom 23. November 1907 findet:

«Ich muss dir schreiben, sonst streiche ich um dein Haus herum und suche dich in den Strassen. Ich denke daß du vielleicht traurig bist. Ich glaube aber, ich weiss, wie es mit mir ist: wenn ich jemand überhaupt eben lieben könnte, liebte ich gewiß dich. Aber eben ist so eine Zeit, wo es viel besser ist, ich liebe nicht, ich sagte es dir ja schon; ich bin noch zu wenig, um Liebe zu vertragen. Laß mich doch bitte eine Zeit so sein und sei nicht traurig deshalb. Du hast ja auch lange Liebe nicht gemocht. Wie weiss ich, ob es bei mir etwas ähnliches ist oder nicht. Ich wusste bisher nicht dass es so etwas geben kann. Aber alles wird in mir gewiss besser werden, wenn ich eine Zeit ruhig leben darf und dich dabei glücklich weiss und dich liebe. Lass mich bis zum Frühling so; wollen wir sehen, was dann sein wird: nur dich kann man darum bitten.

E.

Wann komme ich denn wieder zu dir? Ich fühle mich so schuldig dass ich garnicht zu kommen wage. Ich komme aber doch bald wieder einmal.»

Dennoch werden die Tagebucheintragungen zu Elsa seltener. Eine teilweise Erklärung findet sich am 20. Januar 1908:

«F.K. Unsere Liebe ist auf dem Weg zur Freundschaft. Noch ist es mir unerträglich zu

denken, daß sie einen andern lieben könnte. Aber sie muß es. Wenn sie mich nicht liebt, vermag sie mir nicht Freund zu sein. Und doch merk ich, daß unsere Liebe uns schadet. Ich will ihr sagen: mach dir Regeln, damit du in unseren Kreis ganz unbefangenen eintreten kannst. [...] Es zieht mich zu ihr hin, nicht weil ich sie liebe, sondern weil ich sie gern habe. Heute will ich zu ihr gehen und sehen ob es möglich wäre diesen Raum zwischen uns zu bringen (den astralen) der zu der Freundschaft nötig ist und ohne den keines dem andern nützen kann. Sie versteht keine Erfahrungen zu machen. Sie weiß nicht daß sie immer wieder das gleiche erlebt. Die Technik, die das verhüten könnte. Sie kennt die Menschen nicht, die sie fördern könnten.»

Aus der Münchner Zeit

Am 14. März 1908 verlässt Steffen Berlin und kehrt nach Murgenthal zurück. Auch Elsa verlässt die Stadt. Ende April immatrikuliert sich Steffen an der Universität Zürich. Vom 16. bis 18. Juni fährt er über Gaienhofen, wo er Hermann Hesse besucht, nach Freiburg, da Elsa die Absicht hatte, dorthin zu gehen. An der Universität erfährt er aber, dass sie nach München gezogen ist.

Am 3. August schreibt er Elsa dorthin, sie solle doch nach Zürich kommen und mit ihm zusammen studieren. Wenige Tage später sagt Elsa ab. Sie hätte einen anderen Freund, den sie von früher her kenne: «Er ist von jeher für mich wie Luft u. Wind u. Wasser u. Bäume»:

«Nun ist was sehr schönes, das an Freundschaft u. Liebe u. Kameradschaft erinnert, für uns entstanden. Es ist allmählich groß und entscheidend geworden, fast wie der Tod. Das letzte endgültige Erlebnis; ich hätte es nicht gedacht und war sehr bestürzt, als ich es endlich in mir fand. Was soll ich davon sprechen. Außerdem ist es wahrscheinlich sehr merkwürdig daß ich es gerade dir gegenüber versuche. Aber ich will ehrlich gegen dich sein und nicht mit Scheingründen auf deine Vorschläge antworten und du bist auch der einzige, dem ich gern eingestehe, daß ich es so stark erlebe, daß ich mich in mir selbst gar nicht mehr orientieren kann und täglich Revolutionen und überraschende Zustände finde...»

Was tut Steffen daraufhin? Er gibt das Studium in Zürich auf und reist am 17. Oktober nach München, wo er während des ganzen Ersten Weltkrieges – abgesehen von kürzeren Aufenthalten in der Schweiz – bleibt, wo er sich in der Nähe von Sent M'ahesa weisst. Er fühlt sich ihr nach wie vor verbunden, schaut, ob sie abends in ihrer Wohnung Licht hat. Er wird einige wenige Male auch von ihr eingeladen, so dass ein Gespräch zustande kommt. Zumindest im Winter 1908/09 besuchen sie das gleiche Kolleg an der Universität³⁷, was ebenfalls Gelegenheit zu kürzeren Gesprächen bietet. Er weicht ihr aber auch aus, wenn er sie auf der Strasse sieht, eine Situation, von welcher er später, am Ende seines Lebens, sagt, sie habe damit zusammengehungen, dass an einem gewissen Punkt der esoterischen Entwicklung Denken, Fühlen und Wollen auseinander fallen.³⁸

Tagebuchaufzeichnungen gibt es noch und noch, ja, er führt von Oktober 1908 bis im Juni 1911 ein selbständiges, auf Sent M'ahesa bezügliches Tagebuch. Auch eine ihm 1912 angebotene Hauslehrerstelle in Triest lehnt er ab, da er ihretwegen nicht von München weggehen will. Verzichten wir auf die Einzelheiten und verfolgen wir nur die große Linie, heben aber doch das eine oder andere hervor.

Am 13. Januar 1910 schickt ihm Ernst von May aus Zürich eine Karte mit der aus einer Illustrierten entnommenen Mitteilung:

«Sent M'ahesa. / Im Münchner Künstlerhaus trat anlässlich eines Wohltätigkeitsfestes eine junge Tänzerin auf, deren Darbietungen in dem Publikum geradezu helle Begeisterung

³⁷ Es handelt sich um die Vorlesung «Geschichte der Literatur des Mittelalters» bei Friedrich von der Leyen, Mediävist und Volkskundler.

³⁸ Mission der Poesie, Dornach 1962, S. 63. Vgl. unten S. XX.

hervorriefen.³⁹ Sent M'ahesa will in ihrem Tanz den Stil der altägyptischen Kunst und Kultur zum Ausdruck bringen. Die Künstlerin stammt aus dem Ausland. Sie hat auf deutschen Universitäten Philosophie und Archäologie studiert und dann bei deutschen Ballettmeistern jene meisterhaft getanzte Ägyptologie, der sie sich jetzt mit so grossem Erfolg widmet.»

Am 7. März 1911 schickt Steffen Elsas Briefe zurück⁴⁰. Die Rücksendung begründet er im Tagebuch wie folgt:

«Warum schickte ich die Briefe zurück? Es sollen alle andern als die ewigen, die wertvollen Gefühle verschwinden. Nichts Bitteres, nichts Bittendes, nichts Sehnedes, nichts Verwerfendes, nichts dergleichen mehr, nur Innigkeit, Heiterkeit, tiefstes Verstehen, Lächeln, Liebe, Arbeit an dem Weltengeschehen. Nichts Persönliches von uns. Nun ist es erreicht. Keine Frage, was sie darüber denkt, daß ich die Briefe schickte.»

Zwei Tage später erhält er von Elsa eine Karte, er möge sie gleichentags um halb drei Uhr besuchen. Den Besuch schildert Steffen im Tagebuch am 9. März:

«Ich sehe das Fenster offen. Hinauf. Sie sagt: Komm herein, ein Sie unterdrückend. Ich bin etwas steif. Sie findet es nicht notwendig, daß sie die Briefe zurück gibt. Ich: Ich lasse meine Gefühle dabei nicht sprechen. Das ist nicht meine Sache. Sie will wissen, ob ich sie verlange. Ich beharre dabei, daß ich nicht in Betracht komme. Sie hat immer noch das gleiche Bild wie vor 3 Jahren von mir: das des Ethikers, des Experimentators. Der Brief. Sie meint, ich hätte sie nicht begrüßt, weil sie keine Antwort auf den Brief gab. Sie war dazu nicht im Stande. Seelische Depression und Verirrung. Ich sage, es wäre nicht nötig über den Brief zu sprechen. Über E. u K. [Ernst von May und Kurt Wernly] Der erste verlobt, der andere gestorben. Kurz gesagt, darüber hinweggehend. Ich sage ihr, daß ich sie hätte tanzen sehen, ein mächtiges, etwas schwermütiges Gefühl. Kosmischer Eindruck. Sie sagt, daß sei ein Anfang, sie tanze jetzt noch anders, leichter. Um 3 Uhr sage ich daß ich gehe. Sie schaut mit dem Opernstecher nach der Turmuhr. Treppen hinunter. Ich sage: es wäre in gewisser Beziehung gefährlich die Briefe zu behalten. (Ich meine, es muß einen Menschen ruinieren, wenn er vom andern liest, was diesem Qual macht.) Sie gibt mir etwas zu halten. Ich sage heiter: "Mit derselben Gebärde wie früher." (Noch im Zimmer sagte sie: Noch dieselbe Traurigkeit; ich fühls. Ich heiter: Nein, man muß doch einmal damit fertig werden.)»

Zurück in seinem Zimmer sinnt er der Begegnung nach:

«Ich bin steif, sehr zurückhaltend gewesen und habe mein Herz in keiner Weise entblößt, habe nicht gesagt, was mir Qual kann machen und sie noch erfreut durch meine Lobsprüche über ihren Tanz.

Sie war noch immer die leichthin redete. Ich spürte aber wohl, daß sie nicht nachgedacht hatte über das Verhältnis, daß sie aber neugierig war und dennoch nur so, um gleich zu vergessen, was ich sagte. Wo ging sie hin? Mit wem sprechen? Sie trug einen Brief fort. Ach sie hat noch Menschen, an die sie schreiben kann und die ihr schreiben. Und doch; wie hatte sie wieder so nasse Augen. Wie sind ihre Augenlider schon so fein gerunzelt. Die Falte um die Lippen. Sie sagte: Sie hätte letzten Winter keinen Ausweg mehr gewußt. Jetzt aber gehe es ihr sehr gut.

Lebewohl Geliebte, was soll ich tun? Heute habe ich erkannt, wie wehrlos ich noch gegen Schmerzen bin. Ich bin nicht gefühllos. Was tun? Was tun? Solche Schmerzen töten mich. Und doch kann ich nicht leben ohne solche Schmerzen.»

³⁹ Ein Beleg dafür, dass Steffen diese Vorstellung gesehen hat, konnte bisher nicht gefunden werden.

⁴⁰ Aus der vorangehenden Zeit kennen wir deshalb keine Originaldokumente von Elsa, sondern nur in einigen Fällen die Abschriften oder entsprechende Bemerkungen in Steffens Tagebuch.

«Sie fragte mich, ob ich immer noch so und so lebe. Das ist ja das furchtbarste, daß wir unsere Entwicklung nicht verfolgen können. Wir sind uns verloren. Alle meine Qualen, meine Freuden, meine Siege, meine Eroberungen sind ihr verborgen, sie sind unnütz, und doch sind diese Qualen, diese Freuden, mein ganzes Sein und Wesen nur ihretwegen da.»

Und weiter unten:

«Eigentlich war es furchtbar von FV, dass sie weder Tür noch Fenster schloss, dass sie mir in Hut und Mantel entgegenkam. (Ist sie schöner im Hut?) Sie liess die Tür offen, damit ich bald ging. Oder weil sie sich fürchtete?

Konnte ich da ein offenes Wort sagen? Ich musste schweigen. Kann man im Mantel und im Windzug herzlich sein? Und das nach drei Jahren, da man sich zum letzten Mal gesehen. Vorher war man wie eins. Ich hatte ihr geschrieben, dass sie mich zum Höchsten gebracht hätte. Und dennoch wollte sie durch Fragen alles Mögliche aus mir hervorlocken. Aber ich mag sie nicht angreifen. Ich mag mich nicht verteidigen. O mir sind alle meine Lebensäusserungen, meine Hoffnungen, mein ganzes Sein, was die Menschen von mir denken mögen, so gleichgültig geworden. Ich möchte nichts tun als Leib, Seele, alles hingeben. Bald naht sich auch, hoff ich, endlich die Gelegenheit.»

Danach schreibt er folgendes Gedicht ins Tagebuch:

Abschied

Ich war bei ihr und war's zum letzten Mal,
und meine Seele blieb von ihr gefärbt.
Zum letzten Mal. Die Seele leidet Qual,
doch hat sie ja den süßen Hauch geerbt
von ihr, von ihr. Er soll ihr nicht entschweben.
Sie will, sie kann ja nur in ihrer Not
von diesem lieben letzten Hauche leben.
Doch er verblasst ihr wie das Abendrot.
Verstummet Töne jeden neuen Lebens,
o rührt mich nicht, denn alles ist vergebens.
Komm, Gottheit, nicht, mein Wesen ist verschlossen.
Ich habe mich zum ewigen Schmerz entschlossen,
will nichts in diesem Leben, nichts erflehn,
will mit dem letzten Hauch von ihr vergehn.
Doch wie mir nun die Sinne alle schwinden,
wird mir ein obrer Teil der Seele wach.
Erst ist es wie ein lispelndes Empfinden,
dann blitzt es wie ein Siegesingen nach:
Als Nehmender ist dir die Welt verloren,
als Gebender ist sie dir neu geboren.
Ich weiss es, wie ich jede Qual bezwinge,
ich brauche die Geliebte nicht zu lassen,
ich darf die Welt in meine Seele fassen,
wenn ich sie der Geliebten wiederbringe:
den Ton, das Licht, Geheimnis wunderbar.
Ich such, ich find, ich bin dir ewig treu,
ich bleib es dennoch, was ich immer war.
Wie schwindet nun der grause Schmerz der Reue,
wie kommt die Welt als Gegenwart zurück,
wie sinnvoll wieder Leben, wieder Sterben.
O selbst des höchsten Sternes Liebesblick
darf ich, ich lebe ja für dich, mir noch erwerben.

Am 12. Januar 1912 erhält er die Nachricht, sein Roman «Bestimmung der Roheit» sei vom Verlag für den Druck angenommen. Er freut sich, Elsa diesen schicken zu können:

«Ich dachte an diesem Tag viel an FV und freute mich, ihr doch nun ein Zeichen meiner Treue, meines Schmerzes, meines Lebens in ihr zu geben. Niemand soll von diesem Leben wissen. Nur sie vermag es aus dem Buche heraus zu empfinden. Es muss in ihr das Gefühl wecken, dass sie, mög sie noch so einsam sein, in der Ferne einen Menschen hat, der sie liebt. Es soll in ihr das Gefühl wecken, dass ein Mensch sie liebt, der reiner, grösser und gütiger ist als alle, mit denen sie zusammenkommt.»

Immer wieder sucht er aber auch die Schuld für die Trennung bei sich. So schreibt er am 24. Januar:

«Sie trennte sich sicherlich nur deshalb von mir, weil sie sah, dass ihre innere Form mir gar nicht sichtbar wurde, mich nicht berührte, mir nicht lieb war. Sie sucht den Menschen, dem diese innere Form etwas sein kann. Denn sie will als geistiger Mensch einem andern das Höchste sein. O du hattest recht, mich damals zurückzustoßen.»

Sehr viel ausführlicher hält er am 16. August 1912 Rückschau auf die Berliner Zeit:

«Ein Jahr oder nicht einmal ganz hab ich mit ihr zusammen sein dürfen. Und da hatte ich kaum Zeit, über das Kleinliche, Häßliche, Niedrige wegzukommen. Ich mußte meine Roheit, meine Eifersucht, meine Lieblosigkeit, meinen Eigendünkel, die Lüge, den Egoismus besiegen. Und ich tat es, oder suchte es zu tun und ich kam vorwärts in meiner Seelenarbeit. Ich kam der Liebe näher. Ich lernte verehren, der andern Welt lauschen, ich lernte auf das Göttliche vertrauen. Und als es nun bald erreicht war, da brach sie ab. Da hatte sie einen andern Freund gefunden, der ihr das war, was ich ihr werden wollte: Kamerad. Als ich mein Zeugnis geben wollte, daß ich nicht unedel war, daß ich groß und rein sein konnte, in der Liebe, da mußte ich sie lassen. Nicht ein volles Jahr und in dieser Zeit nicht die wahre Liebe. Oder nur ganz zuletzt. Einige ganz kurze Augenblicke. Und nun, auf die kurze Zeit folgen die langen Jahre der Schmerzen. Nun hab ich nur noch Schmerzen in dieser Liebe. Aber die Liebe ist immer noch da. Aber nur als Leid, als Reue, als Sehnsucht. Aber als das wird sie dennoch bleiben. Nie mehr aus einem Wanderbecher trinken, nie mehr im Boote fahren, nie mehr sich Blumen reichen, sich keine Dienste mehr erweisen dürfen, kein Heim ausschmücken, keine Geschenke mehr, keine Blicke mehr, keine Händedrücke. Nicht einmal mehr aus der Ferne ein Verweilen des Auges auf ihrem beseelten Antlitz. Und dennoch vielleicht 40 Jahre voll Liebe.»

Ein erhellendes Licht auf ihre Beziehung wirft Elsas Reaktion auf Steffens Romane. In einer ersten Reaktion auf «Die Bestimmung der Roheit» schreibt sie ihm am 23. April 1912:

«Lieber Albert,

Ich danke Dir sehr für Dein Buch; wenn ich es ein 2tes Mal gelesen habe, will ich Dir mehr davon schreiben. Heute nur dies: dass es mich freut Dich Wege finden zu sehen aus dem Schmerz, den dir das Leben macht, wenn auch für mein Empfinden noch jedes Wort von Dir voller Schmerzlichkeit ist, die Dir selbst vielleicht garnicht mehr bewusst ist.

Durch meine Tänze wirst Du von mir erfahren; es ist nett, dass wir uns so Nachricht geben.

Alles Gute

Else Carlberg

Eben finde ich unter Deinen Briefen den, den Du einmal zurückverlangtest. Erlaube mir nun, ihn zu behalten.»

Steffen antwortet am 30. April 1912 und legt dem Brief einen Artikel über Sent Mahesas Tanzmatinée bei, den er für die «Münchener Neuesten Nachrichten» geschrieben hatte, der

aber nicht zum Abdruck kam.⁴¹ Offenbar auf einen weiteren Brief Steffens antwortet Elsa am 4. November 1912 u.a. wie folgt:

«Ganz im Allgemeinen möchte ich nur dies sagen: Dein Brief und Dein Buch machen den Eindruck, dass Du in einer furchtbaren Zurückgezogenheit und Berührungsfurcht vor Menschen lebst die deshalb nicht gut ist, weil es Dich hindert, stark zu werden. Ich glaube natürlich nicht, dass es Werte gibt, die für sich allein existieren, sondern mit vielen anderen vermischt – u. deshalb undeutlich – stecken sie in allen Dingen, u. sie in den Dingen aufzufinden und deutlicher zu machen, das bringt allein sie in lebendige Beziehung zu ihnen. Die Nähe und Bekanntschaft mit den Dingen gibt aber das Mittel, plastisch diese Werte hinzustellen, u. ich finde, das abstracte Wissen eines Wertes ist nichts gegen das unbewusste Finden, das sich in einer Tat äussert, von der man erst nachher weiss, dass einer von diesen geheimen Werten sie befohl.

Bei deinem Buch hatte ich das Gefühl, du hättest die Werte, von denen du schriebst, zu früh gewusst, da geht dein Wissen neben den Gestalten her und nimmt ihnen das vorweg, wovon sie leben sollten. Bloss in der Zwischenerzählung von den 2 Mädchen mit der Nähmaschine ist das plötzlich ganz anders.⁴² Die leben wirklich und alles Wichtige erfährt man durch ihr Leben und nicht durch Dein Wissen. Und so sollte es doch immer sein, denn in der Kunst muss doch eben alles aus der körperlichen Form herausspringen, u. nicht erst in sie hineingelegt werden. Dies ist zu schwer auszudrücken; nur wenn du es schon weisst verstehst du es.– Ich will nur sagen: wenn du immer ganz fern von allem Greifbaren lebst, wird dir dieser Übersinn des Körperlichen fremd oder nicht mehr geläufig, u. nur durch dies falsche Leben wirst du schliesslich noch die Fähigkeit zu plastischen Formen verlieren, die du von Natur wie wirklich selten jemand hast. Du bist schon so weise u. hast so ungeheuer viel Bedenklichkeit, dass dir nichts mehr passieren kann, wenn du nun anfängst, die Werte nicht mehr im Kopf oder in der Vorstellung sondern in der Wirklichkeit aufzusuchen; und dir fehlt nichts als der Mut u. der Glaube, dass sie in jedem Menschen gefunden werden können.

Verzeih dass ich mich so einmische, es passt vielleicht nicht, aber ich muss dies mal sagen.»⁴³

Trotz aller Achtung vor Steffens Werk wird man die hier vorgebrachten Einwände gegen «Die Bestimmung der Roheit» nachvollziehen und als weitgehend zutreffend bezeichnen können. Ihre volle Bedeutung erhalten sie aber erst auf dem Hintergrund eines weiteren Briefes der Freundin, den sie am 16. Dezember 1913 schrieb, nachdem sie den nächsten Roman Steffens, «Die Erneuerung der Bundes», gelesen hatte. Sie schreibt dort u.a.:

«Leider komme ich erst eben dazu, Ihnen für Ihr Buch zu danken; ich lebte, als ich es erhielt bis jetzt in solcher Hetze, dass es mir nicht möglich war, die Ausdrücke für alles das zu finden was ich Ihnen davon sagen wollte, u. ich fürchte, ich kann es auch heute nicht. Vor Allem will ich Ihnen nur danken für dies Buch, das einen im Innersten berührt, u. das Beste in den Menschen, die es lesen, wieder lebendig machen wird. Es hat mich gerade nach dem letzten Buch, das Sie schrieben, so besonders gefreut, dass Sie wieder, u. so schnell, ganz Künstler wurden u. von diesem Punkt aus die ganze Welt wieder überwandten und gewannen. Und Ihre Sprache ist bisweilen von einer Grossartigkeit u. zugleich einem Charme, der geradezu erschütternd wirkt; nur beim Parcifal und Nibelungenlied hat Wortform mir einen solchen Eindruck gemacht. Auch die ganze Structur des Buches – wovon die meisten jetzigen Schreiber doch keine Ahnung haben – finde ich prachtvoll u. geradezu klassisch für das Buch eines Mystikers, der Sie Gott sei Dank, sind: dies allmähliche Verlegen der Handlung von den äusseren Geschehnissen zu den inneren; zuerst geschieht alles in der concreten Außenwelt, u. am Schluß ist kaum zu

⁴¹ Vgl. Briefe S.XXX.

⁴² Bezieht sich auf die Novelle «Anna und Berta», die Steffen in den Roman eingefügt hatte.

⁴³ Vgl. Steffens Reaktion auf diesen Brief im Tagebuch vom 7. November, unten S. XX. – Am 8. November heisst es im Tagebuch: «Ich habe an F.K. geschrieben, dass sie mir der liebste Mensch ist».

unterscheiden, was innere Vorstellung u. was Aussenwelt ist. Das Licht, das zuerst von aussen auf die Dinge fällt, geht schließlich vom Innern des Menschen aus. Ich finde das sehr gut. Manche werden es nicht begreifen, die dazu nicht begabt sind; das ist ja einerlei. Ich habe keinen grösseren Wunsch, als dass alle Menschen dieses Buch lesen; und jedenfalls bin ich nun Ihretwegen ganz ausser Sorge. Nicht wahr, Sie selbst lieben auch dieses Buch? Schreiben Sie mir doch einmal, u. bald, hierher; ich bin jetzt immer auf Reisen. Wie sind die Kritiken gewesen? Ich lese ja nichts. Mir liegt daran, daß ein solches Buch bemerkt wird, aber Juden werden allerdings nichts daran finden, scheint mir. Als ich es las, hab ich massenhaft geweint was allerdings kein aesthetisches Kriterium sein soll! Eben liest es eine 70jährige, ganz grossartige humorvolle Dame u. will mir schreiben, wenn sie damit fertig ist.»

Diese Würdigung von Steffens Werk ist vielleicht das Beste, was über sein frühes Schaffen und den Weg von der «Bestimmung der Roheit» zur «Erneuerung des Bundes» geschrieben worden ist. Gerade weil Elsa Carlberg Steffens dichterisches Wollen und Können erkannte und ihm hier volle Anerkennung zuteil werden liess, war sie auch in der Lage und berechtigt, dort kritisch zu sein, wo sie das noch nicht Erreichte und Unvollkommene wahrnahm. Steffens drückt seine Freude über Elsas positive Äusserungen in seinem Antwortbrief vom 18. Dezember 1913⁴⁴ denn auch deutlich aus, weist aber vor allem den Vorwurf zurück, er lebe zu zurückgezogen, zu einsam, was mit Mangel an Mut zusammenhänge. Zu diesem schon im vorangegangenen Brief erhobenen Vorwurf hatte Steffen am 7. November 1912 im Tagebuch, Elsa ansprechend, bemerkt:

«Aber spürst du denn nicht, daß ich das bin, weil ich zu dir gehöre und weil ich, wenn ich dir etwas sein will, eine Ergänzung zu dir bilden muß. Ich muß erleben, was du nicht erleben kannst, nicht erleben willst. Es muß einen Menschen geben, der dich nicht wie die andern immer leichtsinniger, immer flacher, immer oberflächlicher macht. Wenn du diesen Menschen siehst, wenn du an ihn denkst, sollst du dich fragen müssen: Ist es recht, wenn ich so lebe, ist es das Richtige? Du sollst einen Menschen haben, mit dem du nicht auskommst wie mit allen andern, indem du schalkhaft und Gesellschaftsdame bist. Einer, der etwas anderes erwartet, mit dem du anders sein mußt, bei dem dein Lächeln nichts mehr gilt. Bei dem dein Auge anders blicken muß.»

Noch viel mehr fühlte sich Steffen aber dadurch getroffen, dass ihn Elsa nicht mehr mit «Du», sondern nun mit «Sie» anredete. Im Brief kommt dies nur indirekt zum Ausdruck. In der Tagebuchaufzeichnung vom gleichen Tag heisst es aber u.a.:

«Erst schreib ich einen Brief, worin ich unbekümmert Du wie früher sage. Wenn ich das nicht darf, muss ich meine Gesinnung, meine Gefühle ändern. Es widerspräche diesen. Ich käme mir unwahr vor. Dann zerreiss ich diesen Brief und vermeide, sowohl Du wie Sie zu schreiben.»

Weiter unten fährt er fort:

«Warum schreibt sie Sie? Weil sie glaubt, mein Leben wende sich ab von ihr? Weil sie meint, wir seien uns in der Distanz des Sies? Weil sie meint, jemand läse ihre Briefe? Weil sie will, ich schreibe anders, da jemand meine Briefe liest? / Wegen des langen Schweigens? Aus Aufrichtigkeit? Aus Natur? (Denn unsere Freundschaft machte diese Wandlung, sagt sie vielleicht zu sich.) Um ein Dokument mit ihrem Künstlernamen in die Welt zu setzen?⁴⁵ Ich weiss nicht. Sie verletzte mich. Ich gehe auf die Marotte nicht ein, aber ich lasse sie gelten.»

Trotz aller Distanz verlieren sie sich nicht aus den Augen, schon deshalb nicht, weil sie

⁴⁴ Vgl. unten S. XXX.

⁴⁵ Elsa unterschrieb den Brief mit «SMahesa».

oft die gleichen Cafés und Konzerte oder andere Veranstaltungen besuchten und sie manche gemeinsamen Bekannten hatten, wobei Steffen seine Beziehung zu Elsa aber möglichst geheim zu halten versuchte.

Am 26. Juli 1916 kam es auch wieder zu einem persönlichen Zusammentreffen, nachdem Elsa Steffen am Vortag eingeladen hatte, er möge am folgenden Tag um 6 Uhr abends zu ihr kommen. Über dieses Zusammentreffen berichtet Steffen ausführlich im Tagebuch vom 26. Juli u.a.:

«Ich erfahre, dass sie in London und Helsingfors gewesen ist. (Wo sie schlechte Erfahrungen mit theos[ophischen] Damen machte.)

Sie sagt einmal wie zu sich, warum will man von mir nichts wissen.

[...]

Sie hat den Plan etwas zu schreiben.

Über die Arbeit in Dornach. Über das Wahrnehmen eines Baumes mit der Seele.

Über das innere Wahrnehmen eines Menschen. [...]

Über Bernus.⁴⁶ Dass der Mensch zu seinem Schicksal und das Schicksal zum Menschen gehört. [...]

Sie ist gut und liebevoll, das Wesen, das zu mir passt, meine Freundin.

Ich bin glücklich, dass ich mein Verhältnis zum Geist darlegte.

Als ich sie anschaute, als ich ihr gegenüber sass, fühlte ich mich unsäglich wohl. Ich erkannte, dass sie nicht schön ist, aber auch das Unschöne war schön für mich, bis zu den Runzeln, die wie ein feines Netz die Augenlider durchzogen. Die Hände waren mir besonders vertraut. Sie nähte allerlei Flittergold und rote blaue gelbe Metallstäbchen auf ein Kleid aus russisch grüner Seide.

Die Augen sahen mich oft gefüllt von Tränen an. Und ich spürte wohl, dass auch sie mich gern hat.

Ich sagte ihr beim Gehen, dass das Denken an das vergangene das Liebste ist und drum tief in mir gehütet und behütet ist. Ich durfte es sagen, da ich frei bin. Ich habe ihr ja auch gesagt, dass ich von keinem Menschen abhängig bin, weder innerlich noch äusserlich und dass ich allein leben kann, ohne zu entbehren. Ich habe keine Freunde. Aber dich liebe ich.

Auf Wiedersehen. Wir sagen dies Wort so ernst.»⁴⁷

Offenbar schrieb Steffen im Frühjahr 1917 einen Brief an Elsa⁴⁸, auf den sie am 6. Mai antwortet und mit den folgenden Worten schliesst:

«Wenn ich nicht im selben Ton schreibe wie Sie, so sollen Sie darin nichts Feindliches sehen, wohl aber dies, dass ich zu ihnen ganz anders stehe, als sie zu mir. Mir scheint, sie berauben sich um viel schöne Wirklichkeit dadurch, dass Sie sich so viel mit mir beschäftigen. Sie sollten aus der Vergangenheit keine Festungsmauer gegen die Gegenwart bauen. Diesen Ratschlag gebe ich Ihnen ungefragt in aller Freundschaft. Ich glaube nicht, dass Ihre und meine Wege bestimmt sind, sich sehr zu nähern. Das hindert aber nicht, Ihnen herzlich und aufrichtig alles Gute zu wünschen.»

Auf diesen eindeutigen Brief hin hat Steffen wahrscheinlich nicht mehr geantwortet. Erhalten sind zwar drei Briefentwürfe⁴⁹ vom 2./3. Juni 1917, von denen aber einer mit dem Vermerk «Nicht abgeschickt» versehen ist. Er dankt dort für die Klarheit von Elsas Brief, schreibt aber auch von seiner Liebe und warum er nicht um ihre Hand angehalten hatte:

⁴⁶ Alexander von Bernus (1880-1965), Dichter und Alchemyst, lernte 1912 Rudolf Steiner kennen und gab 1916 bis 1920 die Zeitschrift «Das Reich» heraus, in welcher neben vielen anderen sowohl Rudolf Steiner wie Albert Steffen publizierten.

⁴⁷ Vgl. den vollständigen Text unten S. XXX.

⁴⁸ Vgl. unten S. XXX.

⁴⁹ Vgl. unten S. XXX mit den zugehörigen Fussnoten.

«Ich hatte Sie, als einzige Frau, die ich liebte, sehr gern und habe nur etwas mehr geliebt als Sie: Die Aufgabe, die mir obliegt und deretwegen ich da bin. Aber Sie geliebt zu haben und zu lieben, widersprach dieser Aufgabe nicht, im Gegenteil.

Ich darf Ihnen jetzt, nach Ihrem letzten Brief auch bekennen, dass ich jahrelang zu Zeiten fast täglich daran gedacht habe Sie zu fragen, ob Sie meine Frau werden wollten. Einmal machte ich auch den Versuch, dies zu tun. Vielleicht entsinnen Sie sich noch jenes Geständnisbriefes, den ich Ihnen vor 7 ½ Jahren geschrieben, worin ich, in Worten übertrieben, in der Empfindung aber wahr, von meiner Unzulänglichkeit redete.

Diese Selbstanklage war für mich ein Ausgangspunkt zu manch Wichtigem, das ich später erlebte. Ich will darauf nicht mehr eingehen. Den Dank, den ich Ihnen immer wieder sage für alles das Wert in mir besitzen mag leitet sich davon ab.

Etwas anderes will ich bemerken. Ich schrieb nämlich an jenem Tag noch einen zweiten Brief an Sie den ich damals nicht abschickte, denn ich wollte die Absendung von der Antwort, die ich auf den ersten empfangen würde, abhängig machen. Es kam nicht Antwort. (Das ist natürlich kein Vorwurf) Im ersten Briefe hatte ich angenommen, dass Sie mit jemand anders verbunden waren. Da Sie dies nicht verneinten, schickte ich den zweiten nicht ab. Im zweiten wollte ich um Ihre Hand bitten.

Meine Gedanken beschäftigten sich auch später noch mit solchen Plänen, die sie aus meinen beiden letzten Briefen wissen. Aber ich muss gestehen, dass sich ganz wichtige Bedenken einschoben und zuletzt überwogen.

Erstens musste ich annehmen, dass Sie zu mir kein inneres Verhältnis mehr hatten. Zweitens war ich arm.

Drittens war zwar mein Geist stark und gesund und ich sage heute, es gibt nicht manchen, der mächtiger ist. Aber der Körper {wenn ich geistig unproduktiv bin} kränklich und die Seele schwermütig. Und die Ehe ist ja vorzüglich Sache der beiden letzten. Freundschaft von Geist zu Geist verlangt gleiche Ziele. Waren diese bei Ihnen und bei mir dieselben?

In den sieben Jahren, während selbst-vergessener Arbeit, kam mir keine Nachricht über Sie zu. Das mag den so plötzlich ausbrechenden, inneren Aufruhr der letzten Briefe erklärlich machen.

Sie sagen, ich soll mir aus der Vergangenheit keine Festungsmauer gegen die Gegenwart bauen. Aber hier werd ich lustig. Denn ich scheine mir vertrauter mit der Welt und inniger und tiefer verwoben mit allem Leben als sämtliche Zeitgenossen zusammen. Dies deshalb weil ich meine Aufgabe inbrünstig liebe.

Und nun leben Sie wohl, liebe Freundin und behalten Sie mich in gutem Angedenken.»

Wie gross sowohl Nähe wie Distanz in dieser Beziehung waren, geht aus diesen Zeugnissen überdeutlich hervor. Zu unterschiedlich waren die Lebenspläne, die Lebensmotive, als dass sich Steffen und Elsa ganz hätten verbinden können. Steffen zweifelte aber nie daran, dass er Elsa – unabhängig von ihrem Verhalten und den so unterschiedlichen Lebenswegen – immer verbunden und treu bleiben werde, da sie in Berlin seine Frau geworden war. Diese Treue hatte, so unwahrscheinlich es in der heutigen Zeit klingen mag, Bestand. Als eine «weltliche Heldentat» bezeichnete er sie schon im Tagebuch vom 13. November 1908:

«Die Tat, daß einer seine Geliebte für die Ewigkeit auserwählte und sein Leben danach einrichtete, wiederholt sich oder macht Ansätze, sich zu wiederholen, spielt aber zu oft in das Religiöse über, während sie doch eine weltliche Heldentat ist. Marienkultus und Jesusdienst ist etwas anderes.»

Steffens Verbindung mit Elisabeth Stückgold, welche er 1914 kennen lernte und die ihm 1919 ihre Liebe gestand, hatte einen völlig anderen Charakter. Elisabeth hatte sich von ihrem Mann, dem Maler Stanislas Stückgold, der ein Kind mit einer Schülerin hatte, zunehmend entfremdet. Sie wandte ihre Fürsorge nun noch vermehrt der kranken Felizitas zu und war für die Unterstützung und Zuwendung Steffens, die ebenso der Mutter wie der Tochter galt, dankbar. Der Dichter seinerseits sah in Elisabeth und Felizitas die ihm von Christus anvertrauten Menschen, die er 1920 nach Dornach begleitete, wo sich Rudolf Steiner

rührend des kranken Mädchens annahm, und zudem Albert Steffen und Elisabeth die Heirat nahelegte. Elisabeth wollte sich aber nicht scheiden lassen. Erst nach dem Tode von Stückgold im Jahre 1933 war sie zu einer neuen Ehe bereit. Diese war auch äusserlich um so notwendiger geworden, als Elisabeth – die durch die Verbindung mit Stückgold Polin geworden war – in der Schweiz keinen gesicherten Aufenthalt hatte und Felizitas ihrer Krankheit wegen durch die spätere Euthanasie-Politik der Nationalsozialisten höchst gefährdet gewesen wäre. So verlieh die 1935 geschlossene Ehe mit Steffen den beiden mit dem Schweizerbürgerrecht Sicherheit für die Zukunft.

Viele Zeugnisse weisen darauf hin, dass Steffen auch Elsa geistig und seelisch führen wollte, ihr Perspektiven eines geistigen Lebens aufzeigen wollte, wie er es selbst anstrebte. Dass Elsa andere Ziele hatte, musste er unter vielen Schmerzen schliesslich anerkennen. Innerlich hat er sich nie von ihr getrennt, wie entsprechende Tagebucheinträge bezeugen, die bis in die letzte Lebenszeit reichen.

Auch der Postverkehr brach nicht völlig ab. Im Oktober 1924 notiert er, er habe den Gedichtband «Wegzehrung» an sie gesandt. Am 11. November 1952 bat Elsa um Rat für eine Freundin, die Waldorflehrerin werden wollte⁵⁰, worauf Steffen im Tagebuch einträgt:

«Glück, daß noch vor dem Tod ein Lebenszeichen gegeben wird, das erwidert werden darf, man ist sich gut geblieben, man geht nicht mit einem Ressentiment in die geistige Welt hinein. Aber sollte dies ein Zeichen sein, daß man nicht mehr lange lebt. So ist das Schicksal doch noch geordnet worden. Jedes läßt das andere seine Lebenswege gehen.»

Schliesslich sandte Steffen ihr 1956 ein neu erschienenes Buch – wohl «Altmanns Memoiren aus dem Krankenhaus» –, das Elsa am 31. Dezember brieflich verdankte⁵¹.

Den vorangehenden Texten lassen sich verschiedene Gründe entnehmen, warum die Beziehung Albert Steffens zu Elsa Carlberg scheitern musste. Man wird zum Beispiel an die so unterschiedlichen Lebensziele denken oder an den Gegensatz des introvertierten, selbstbezogenen Dichters zur extrovertierten Tänzerin. Bezeichnend ein Passus aus dem Tagebuch vom 27. Juni 1911:

«Ich habe ohne Zweifel, als ich mit FK zusammen war, keine Anstrengung gemacht, ihr Ich kennenzulernen. Es war mir höchst uninteressant, weil ich zu voll von meinem eigenen war.

Nun, da ich von ihr getrennt bin, ist mein höchster Wunsch, es kennenzulernen. [...]

Ihr niederes Ich kannte ich wohl zu gut, ihr höheres aber mochte sie selber nicht erstreben. Drum trennten wir uns wohl.»⁵²

Wie komplex die Beziehung war und wie auch übersinnliche Erlebnisse mit hineinspielten, geht aus der nachfolgenden Schilderung hervor, die Steffen in den Roman «Aus Georg Archibalds Lebenslauf und nachgelassenen Schriften» aufgenommen hat⁵³, hier aber nach dem Text im oben **S. 5** erwähnten Konvolut abgedruckt ist:

«Einmal sassen sie unter einem alten Baume, Schulter an Schulter geneigt und da sie von der Wanderung müde waren, schliefen sie ein. Da kam das Erlebnis furchtbarer als je aus ihm. In dem Baume, so war ihm, hauste ein Wesen, das aus dem Tode zusammengesetzt war, das aus der Rinde hervordrang und ihn ergriff und bis ins Mark erfaßte. Alles, was du erlebst an Liebe, das ist dem Tod verfallen, das geht zu grunde, das Entsetzen erfaßte ihn umsomehr als er spürte, jetzt wurde auch alles, was ihm die Freundin gegeben hatte, und das war ihre Seele, durchrüttelt und dem Tod geweiht. Sie wurde, insofern er sie in seiner Seele trug, vom Tode erfaßt. Mit Müh und Not riß er die Augen auf und sah die Blicke

⁵⁰ Vgl. unten S. XXX.

⁵¹ Vgl. unten S. XXX.

⁵² Vgl. den vollständigen Text unten S. XX.

⁵³ S. 217ff.

seiner Freundin entsetzt auf sich gerichtet.

Was ist geschehen? Welch entsetzlicher Traum, rief sie. Mir war als käme ein Toter aus dem Baum und wollte mich vernichten. Sie hatte dasselbe geträumt. Von diesem Tage an war sie sehr scheu. Und ohne daß sie ein Wort darüber sagten, hielten sie sich zurück und reichten sich die Lippen nur flüchtig. Es war, als ob sie von diesem Tage an nur noch geschwisterlich für einander fühlten.»

Wie Steffen selbst – abgesehen von der Verarbeitung im dichterischen Werk – die Beziehung sah, mögen die nachfolgenden Selbstzeugnisse verdeutlichen, die bis in die letzte Lebenszeit des Dichters reichen.⁵⁴ Fragt man sich, was die Beziehung für ihn bedeutete, wird man, wie schon eingangs angedeutet, in erster Linie an das Treuemotiv denken, an die Tatsache, dass Steffen – so erstaunlich dies heute klingen mag – Elsa Carlberg immer als seine ihm schicksalsmässig bestimmte Frau erlebt hat und ihr zeitlebens die Treue bewahrt hat. Gelebte Treue wurde eines seiner Lebensmotive, das sein Denken, Fühlen und Tun bis zum Lebensende prägte, insbesondere sein Verhältnis zu Rudolf Steiner und zu seinem ihm mit der Aufnahme in den Vorstand der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft gegebenen Auftrag und sein Verhältnis zu dieser Gesellschaft, obwohl ihm in vielen Fällen nicht nur Unverständnis, sondern oft auch offene Feindschaft entgegenkam.

Zweifellos hätten sich Leben und Werk des Dichters ohne die Beziehung zu Elsa Carlberg anders entwickelt, und auch Steffens Verhältnis zu Rudolf Steiner und zur Anthroposophie hätte ohne diese Schicksalsbegegnung einen anderen Charakter erhalten. Umgekehrt darf man sich aber auch fragen, welche Folgen es für Steffens Leben und Werk gehabt hätte, wenn die Beziehung nicht gescheitert wäre. Wenn man sich diese Frage stellt, dann nicht möglicher Spekulationen wegen, sondern mit Blick auf das Walten des Schicksals im Sinne des geistigen Kreuzweges, von welchem Steffen im eingangs zitierten Text von 1917 schreibt.

Auswahl weiterer Selbstzeugnisse Steffens aus Tagebuch und Werk

Tagebuch «Elsa Carlberg»⁵⁵ 13. November 1908

Ich hätte diese Blätter auch «Liebe oder die Frau» überschreiben können. Denn ich werde ja nur sie lieben.

Wie herrlich wird es in der andern Welt sein, wenn eine reine, grosse Liebe sich äussert. «Die Farben werden sich über einen ganzen Himmel ausbreiten.» Hiermit vergleichend ist es allerdings komisch zu denken, wie eine Liebe im Körper sich bemerkbar macht. Nur eine Art ist hier schön, dass man den Körper opfert für die Geliebte, dass man für sie stirbt. Und sterbe ich nicht für meine Geliebte, oder für die, die es sein wird?

Tagebuch «Elsa Carlberg» 16. November 1908

Meine Liebe ist doch auch etwas Furcht vor Einsamkeit, vor dem Ganz-allein-sein. Wenn ich nicht an sie denken könnte! An sie denken ist auch eine Art von Ehe.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 22. November 1908

Denk, liebes Herz, es gibt eine FK, es, *gibt* eine, sie *lebt* und kann nie sterben. Gäb es

⁵⁴ Insbesondere die Tagebuchauszüge liessen sich um ein vielfaches vermehren, da Elsa und die Beziehung zu ihr immer wieder Gegenstand längerer oder kürzerer Überlegungen und Betrachtungen bilden.

⁵⁵ Albert Steffen führte in München von Dezember 1908 bis Juni 1911 ein besonderes, auf Einzelblättern teils handschriftlich, teils maschinenschriftlich geführtes Tagebuch zu Elsa Carlberg. Auch daraus seien hier einige Eintragungen veröffentlicht.

wohl ein grösseres Glücksgefühl?

Tagebuch «Elsa Carlberg» 21. Dezember 1908

Das Lächeln. Ich denke mir heute: Wann kann man ein Weib lieben und dieses heitere Lächeln nicht verlieren? Wenn man sich ihm ganz und für immer hingibt.

«Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muss Liebe, ja Leidenschaft sein.» (Goethe)

Tagebuch «Elsa Carlberg» 30. Dezember 1908

Achte Symphonie von Beethoven für sie angehört. Man kann Gott danken, dass es keine Gelegenheit gibt, andere zu lieben. Vielleicht würde man doch wieder zugreifen.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 5. Januar 1909

Die Sorge, dass man ihr jetzt nicht helfen kann, muss gehoben werden durch die Gewissheit, dass es einmal doch möglich sein wird.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 7. Januar 1909

Ich mag für FK für den Himmel nicht alles, nur das Schönste aussparen (Musik).

Tagebuch «Elsa Carlberg» 11. Januar 1909

[Längere Textauszüge aus Swedenborg zum Thema «Ehen im Himmel»].

Ich sehe sie heute seit drei Wochen zum erstenmal wieder im Kolleg.⁵⁶ Wieder schlug mir das Herz heftig. Der ganze Tag war verloren, bis ich über sie nachsann.

An FK zu denken, ist Bedürfnis und grösste Wonne. Es *ist* eine Ehe.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 15. Januar 1909

Ein jeder Mensch ist wie seine Liebe.

Heute im Kolleg merkte ich, dass sie lächeln gelernt hat. Man sieht es ihrem Gesicht an, dass sie viel weiter gekommen ist.

Es scheint mir von Tag zu Tag unmöglicher, noch je jemand anders zu lieben.

Tagebuch «Elsa Carlberg» um den 19. Januar 1909

Auch zur Liebetätigkeit werde ich geführt werden. Ich will nur vertrauen, dass es geschieht, mich nicht sorgen, dass es immer noch nicht gelingt.

⁵⁶ Bezieht sich auf eine Vorlesung des Mediävisten und Volkskundlers Friedrich von der Leyen (1873-1966), die beide besuchten.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 20. Januar 1909

Heute ist FV an einem Maskenball. Mir ist unruhig und bang zumut. Eine schlaflose Nacht wird kommen. (Glücklicherweise verging der Tag produktiv und reich.) «Nein, solche Bälle sind für vornehme, schöne Leute», sage ich im Geist zu ihr, «aber nicht für Menschen namens Steffen».

Tagebuch «Elsa Carlberg» 25. Januar 1909

Solange ich FV liebe, weiss ich, dass ich immer jemand [etwas] geben kann. Hätte ich sie nicht, es stünde wohl schlimm um diese Tätigkeit. Ich wage gar nicht daran zu denken. Ich könnte wohl nicht mehr leben, wenn ich jetzt nur mit knapper Mühe durchkomme. Solang sie liebt, wird sie immer empfangen können. Für sie ist Empfangen, für mich Geben Lebensbedingung. In trübsten Stunden muss sie empfangen können, um das Leben zu fristen; ich aber muss geben können. Erst war diese Lebensbedingung körperlich in der körperlichen Liebe. Jetzt ist sie geistig geworden. Das Körperliche ist mir längst nicht mehr Lebensbedingung, wohl aber das Geistige.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 26. Januar 1909

Mehr die Erkenntnis, was Liebe ist, als die Liebe selbst verbindet mich mit ihr. Mehr der Gedanke als das Gefühl.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 27. Januar 1909

Was hätte ich an ihr, wenn sie nicht selbst zu ihrem Ziel und Entschluss käme! Nur mich selbst würde ich bekommen, wenn ich sie erziehen wollte, und also nichts, was ich nicht schon hätte. Ich würde nicht Ergänzung, nicht Hilfe, nicht die Freundin, nicht Liebe noch Trost bekommen.

Findet sie sich aber selber, dann werden wir unendlich reich und vollkommen sein. Und wie sollte sie sich nicht selber finden, wenn sie doch sucht und Schmerzen leidet? Je verschiedener wir sind, ein desto grösseres Gebiet umspannen wir. Je weiter wir auseinander gehen, desto mehr wird eins dem andern geben können. Ich halte jetzt ihre Tendenz, ganz andere Wege, entgegengesetzte, zu suchen, für sehr gut, bin sogar froh darüber. Einst werden wir sehen, [was] das eine für das andere eroberte.

[...]

Zum Mitarbeiter gewinnt man einen Menschen nicht dadurch, dass man ihn zu seiner Meinung bekehrt, sondern dadurch, dass man erkennt, dass er in etwas mehr kann und tiefer eindringt, als wir selbst, und dadurch, dass man ihn gerade deshalb liebt und sein Land kennenlernt. Und das ist mir mit FV gelungen.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 30. Januar 1909

Das schönste Gefühl, das ich ihr entgegenbringen kann, ist doch *Vertrauen*.

Das ist eine abenteuerliche Idee, zu glauben, dass eine Liebe erschöpft werden könnte, oder dass man durch Treue etwas versäume.

Lust ist es gar nicht, was eine Liebe erhält und was von einer Liebe verlangt werden soll. Im Leben hat man es eingesehen, dass man im Verlangen nach Leben nicht nur Lust begehrt. Warum sollte es nun plötzlich in der Liebe anders sein?

Ich habe, fast unbewusst, nun alles gefunden, was mich am Leben erhalten kann: eine Liebe (wer könnte ohne Liebe leben!), ein Ziel, die Gewissheit des Nutzens aller Dinge, die

das Leben überdrüssig machen. Ja mit diesen Dingen kann ich auskommen, brauche eigentlich nichts weiter. Die Gedanken, die aus ihnen entspringen, sind mir für dies Leben übergenug. Ich brauche nun keine Gesellschaft, keine Gespräche, keine Vergnügungen, keine Bücher, keine Heimat, keinen Nutzen, kein Geld, kein Glück mehr als das Glück, das mir durch den Besitz dieser Dinge jeden Tag neu ersteht.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 31. Januar 1909

Treue. Entweder soll man einem Menschen oder einer Idee treu bleiben. Auf andere Weise kann man sich selber nicht treu sein. Wenn man aber einem Menschen treu bleibt, so ist man damit eigentlich eben einer Idee treu.

Viele Menschen sagen sich immer: Wenn ich nur etwas wüsste, dem ich treu sein könnte. Wo ist aber ein Mensch, der nicht Gelegenheit hätte, einem andern treu zu bleiben? Das «Nichts finden» ist eben eine Folge der Untreue. Ein Mensch kann innerlich eigentlich nur durch Treue weiterkommen. Auf ihr baut sich alle Entwicklung auf.

Das ist es, was mich so unsäglich glücklich macht, sobald ich an FK denke, dass Treue zu ihr zugleich Treue zu meiner Idee ist, dass ihr die Treue brechen der Idee die Treue brechen hiesse, dass sie mir nicht weniger Lebensbedingung ist als die Idee.

Wenn man im Weib nicht die Idee herausliest, die ihm innewohnt, dann allerdings ist es schwer, treu zu bleiben.

Aber was gibt es Schöneres und Unerschöpflicheres als die weibliche Idee, zu sehen, wie sie mit der Erde fertig wird, wie sie durch Liebe, durch Entbehrung, durch Verzweiflung, durch Krankheit und die andern menschlichen Zustände sich durcharbeitet.

[...]

Vor allem auch, nur wenn man treu bleibt, vermag man seinem Weib etwas zu geben, es zu entwickeln. Wenn man ein einziges Mal untreu war, dann ist es eine fürchterliche Anmassung, einen Rat auf das Ideelle hinzielend geben zu wollen.

Dann hat man das süsse Bewusstsein nie mehr, dass man selber etwas dran schuld sei, dass die Geliebte steigt. Der eheliche Zauber des Gesprächs ist nun verloren gegangen.

[...]

Wär es nicht ein hübsches Geschenk, wenn ich dieses Tagebuch nur schriebe, um es ihr im Alter, wenn wir auf unser Leben zurückschauen und einen Überblick unseres Irrs haben, zu überreichen? Früher dürfte es keinesfalls sein, sonst könnte es viel Unheil anstiften.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 3. Februar 1909

Gertrud von Leth.⁵⁷ Tänze zu klassischer Musik. VK erst beim letzten Tanz (Beethoven, Sonate op. 26, As-Dur). Sie sitzt ganz vorn, sieht durch ein Opernglas. Das violette Kleid von Berlin. Ich beuge mich hie und da vor. Zwei ältere Damen neben ihr, die sich lustig machen über die Tänzerin.

Ich warte unten. Sie im Pelz. Spaziergang bis nach Hause. Schneegestöber. Sie ist erzürnt wegen der Tänzerin. Keine Leidenschaft und keine Rasse in deren Bewegungen. Sie darf hier darüber reden, und es ist erlösend, sie sicher urteilen zu hören.

⁵⁷ Der «Berliner Illustrierten Zeitung» vom 10. Januar 1909 ist zu entnehmen, dass Anfang Februar 1909 in München eine neue Tänzerin - Gertrud von Leth - auftrat: Sie ist die erste Deutsche, die zu klassischer Musik in strengem Stile tanzt. Ihr Programm setzt sich aus Musik von Beethoven, Chopin und Brahms zusammen. «Sie schöpft vorderhand die Anregung zu ihren Tänzen direkt aus gegebener Musik, hofft jedoch, dass die Zukunft Komponisten bringen wird, deren Musik vollständig im Einklang mit der neuen Tanzkunst steht. - Gertrud von Leth ist vollständig Autodidakt und hat seit zwei Jahren still studiert.»

Über einen Kontrakt. Sie will Tänzerin werden. Wie ich glücklich bin! Denn ich sehe, wie sie es wirklich aus Leidenschaft werden will, und dass sie durch diese Leidenschaft weit kommen kann.

Ich freue mich, sie tanzen zu sehen. Pläne. Gesellschaft. Wir gehen lachend nach Hause. Ausglitschend, wo durch den Wind die Strassen glatt sind.

Sie wird noch einen Konflikt durchzukämpfen haben, ob sie wirklich Tänzerin werden will, oder ob sie die Psychologie, die Wissenschaft ergreift. Ich sage ihr, dass Swedenborg die Tänzerinnen so geliebt habe, gern gesehen hätte und nie versäumte, ihre Tänze anzusehen. Ausserdem dass die Kunst des Tanzes die höchste ist.

Ich bin recht froh über diese Begegnung. Wenn sie die Kunst als Tänzerin ergreift, dann ist es allerdings nicht nötig, dass sie sich ähnlich wie ich erzieht. Aber solange sie dies nicht sicher wusste, war eine grosse Gefahr. Sie kann mit ihrer Weltanschauung sehr wohl eine vollendete Tänzerin werden und dadurch, dass sie in einem Ding vollendet ist, die höchste menschliche Stufe gut erreichen. - Das konnte sie aber als Schriftstellerin oder Gelehrtin nicht. Hier hätte sie Dilettantin bleiben müssen, hätte in der Selbstbildung nicht weiterkommen können, wenn sie nicht meinen Weg gegangen wäre. Das machte mir so Angst. Wenn einer als Schriftsteller etwas erreichen will, so muss er das Leben einsetzen. Sonst ist es lächerlich und verderblich.

So hab ich also heut abend die Überzeugung gewonnen, dass wir uns nicht verlieren können. Das kommt daher, weil ich sah, dass es doch Dinge gibt und Ziele, die nur für sie allein da sind und durch die sie ihren Willen und ihr Wesen zur höchsten Entfaltung bringen kann. Was mich immer so bestürzte an ihr, war die grenzenlose Unsicherheit. Ihre unsicheren Augen, ihr Nachgeben.

Es scheint mir wirklich am besten, wenn sie Tänzerin wird. Auch sie gewinnt mich lieber, wenn sie weiss, dass ich ihr recht gebe.

Deshalb war der Abend so hübsch.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 6. Februar 1909

Was ist denn die Zeit, die zwischen unserm letzten Zusammenkommen liegt? Sie besteht nicht aus Stunden, sondern aus Zuständen der Treue. Treue nennt man die Liebe der Getrennten. Sie ist das Produktive an der Liebe. Man kann nur treu sein, wenn man sich reich weiss, wenn man Geist hat, wenn man geben kann. Aus Armut oder aus Sehnsucht nach Liebe kann man gar nicht treu sein. Aus Armut und Sehnsucht nach Liebe bricht man die Treue eher. Treue ist Liebe in der Erinnerung, in der Zukunft und, für die Hochstehenden, Liebe im reinsten Geiste, ohne den Begeh nach Wiedersehen, ohne das Zurückwünschen vergangener Zeiten.

Die Vergangenheit ist mir zu viel wert, als dass ich je ein anderes Mädchen lieben könnte. Ich hab ein viel zu gutes Gedächtnis und einen allzu entwickelten Intellekt. Das Vergangene ist mir immer gegenwärtig, nicht dadurch, dass ich mich einzelner Situationen erinnerte (das wäre Träumerei, dazu habe ich weder Zeit noch Verlangen), sondern dadurch, dass die Zustände, die zu mir gehören, immer wieder erscheinen und ich genug Gescheitheit in mir habe, um mir sagen zu können, dass ich sie nur vermehre, wenn ich treu bleibe. Einen Zustand, den ich FK verdankte, noch jemand anders verdanken mögen ... ist das einem entwickelten und reinen Intellekt möglich?

Die Zustände der Liebe, die mir vom Weib gegeben werden können, sind um so unerschöpflicher, je weniger Weiber ich liebe. Den höchsten geistigen Zustand kann ich nur erreichen, wenn ich ein ganzes Leben einem einzigen Weibe treu bleibe.

Wenn ich jetzt jemand anders lieben würde, ich müsste als Liebender ärmer werden. Gewisse Zustände der Liebe wären mir nicht mehr erreichbar.

Das wäre gut herausgekommen, wenn Dante unter der Führung verschiedener Beatricen ins Paradies gestiegen wäre! Er wäre nicht so hoch gelangt. Viele gehen lieber ins Weite als ins Tiefe. Das ist aber die Sucht nach Situationen, nicht das Verlangen nach Zuständen des innern Menschen. Die Vergangenheit erscheint solchen Menschen immer reicher als die

Gegenwart. Sie sehen ja die Reihe der Geliebten. Aber die Gegenwart ist ihnen sehr arm, denn sie haben eben gerade nichts, sie verfügen nicht über Zustände des innern Seins.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 19. Februar 1909

Eines werde ich durch sie finden müssen: die beste Art des Betens. Wie mancher kommt überhaupt erst dadurch, dass er eine Geliebte hat, darauf zu beten. Was ist doch für ein Unterschied zwischen dem Beten der ersten Tage und jetzt.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 19. Februar 1909

Kurt Wernly gestorben. Ich sage mir: Lieber möchte ich nur mit dem Toten verbunden sein. Wie gut es war, dass ich mit ihr zu ihm ging während der Konzerte.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 27. Februar 1909

Es widerstrebt mir, über abstrakte Probleme nachzudenken, zum Beispiel über Raum, Zeit und Kausalität. Wenn ich genügend lange Zeit über die Freundschaft nachdenke, dann ergibt sich die Lösung solcher abstrakter Probleme wie von selber. Wenn man treu ist, so bekommt man nach und nach alle Probleme gelöst. Ich merke dadurch, dass ich treu bin, dass der Geist das Primäre ist, dass die Zeit nur eine Erscheinung auf Erden, im Körper ist, ein Attribut der Wirkung, dass der Gedanke eine Macht ist, dass gütig sein nützt, wenn man es in der Stille, in Gedanken ist, dass Vertrauen das beste Erziehungsmittel ist. Alle meine Weisheit kommt mir durch Treue.

Eines Tages wird mir die Treue alle Geheimnisse der Astronomie und alle Regeln der Mathematik zeigen. Ich werde diese Gesetze für die Freundschaft brauchen können. (Neues Sonnensystem.) Ich möchte das Problem kennen, dass sich nicht auflöst dadurch, dass ich mich immer treuer hingeb! Analysiert man ein festes, schönes, tiefes und ewiges Bündnis zweier Menschen, so ergeben sich die Weltgesetze, die mathematischen Formeln, die ethischen, ästhetischen und logischen Normen, das Wesen des Verstandes, die Regeln der Erziehung und so weiter. Diese Art der Aufstellung von Gesetzen ist untrügbar. Das schönste, tiefste und ewigste Bündnis ist die ursprüngliche Norm. Aus ihr folgen die Gesetze. Aus jedem Verhältnis folgen andere Wahrheiten. Aber solange das Verhältnis nicht ewig ist, können die Wahrheiten nicht vollkommen sein. Dieser Weg, Gesetze zu finden, ist nur durch Treue möglich. Ist man aber treu, so braucht man andere Wege nicht. Den Treuen kann man in nichts widerlegen. Sonst müsste man selber erst treu werden. Der Treue aber kann alle widerlegen durch seine Treue.

Wer treu sein kann, der verschmäht jede andere Art, Gesetze zu finden. Er lächelt über den Weg Kants. Ein Gesetz, das unmöglich auf treue Freundschaft passt, kann nicht wahr sein. «Der Geist ist das Primäre.» Dies ist nur wahr, weil er der treuen Freundschaft nötig ist. «Auf der Erde nehmen wir nur Wirkungen wahr, die Ursachen bestehen nur im Ideenreich.» Dieser Satz macht mir die Treue leicht und süß und erst möglich. Drum ist er der Wahrheit nah oder entsprechend. - Bekräftigt es oder hindert es meine Treue - das ist mein Massstab. Mag der klügste und höchste Mensch kommen mit seinen Sätzen, hier werden sie sich wahr erweisen. Was meine Treue zerstören will, dem muss der Krieg erklärt werden.

Tagebuch «Elsa Carlberg» 1. März 1909

Jetzt bin ich endlich dazu gekommen, mich den glücklichsten Menschen durch diese Liebe zu nennen. Nie ist einem Menschen ein eindeutigerer und sichererer und schönerer Weg gewiesen worden. Sie ist der Mensch, der mir am meisten nützte, der mir die tiefsten

Probleme enthüllte, der mir meine Ziele eindeutig machte, durch den ich mich klären durfte, der mir alle diese schönen Eigenschaften: Güte, Treue, Heiterkeit gab.

[...]

FV ist mir doch unendlich näher als Kurt Wernly, weil ich mit ihr durch ein ewiges Gefühl verbunden bin, durch Liebe, weil ich das Begehren habe, nicht nur durch Gedanken, sondern durch Einssein ihr verbunden zu sein.

Tagebuch 27. Juni 1911

Das Erlebnis mit FV ist das erste, das ich ganz aus eigenem Willen tat. Nichts, nicht einmal Umstände der Leidenschaften, trieben mich dazu. Es war ganz in die Sphäre meines Ich gestellt, ein Verhältnis anzufangen. Ich wurde dazu nicht durch Leidenschaften bewogen. Und nun ist es auch auf meinen Willen gestellt, wie ich damit fortfahre. Wenn ich sie weiterliebe, so tu ich es nicht aus Leidenschaft, sondern aus meinem freien Willen. Der Anfang war ein Sinken, der Fortgang ist ein Steigen. So ist der Anfang durch den Fortgang geheiligt, mög er auch noch so schlimm sein.

Lhotzky.⁵⁸ Wer den Menschen zu kennen meint, wenn er seine Fehler erkannt, wird weder den Menschen noch die Ehe heute begreifen. Aber wer das Gute sieht und das Böse übersieht, der ist fähig, das Du zu beurteilen und der Ehe von heute gerecht zu werden.

Ich habe ohne Zweifel, als ich mit FK zusammen war, keine Anstrengung gemacht, ihr Ich kennenzulernen. Es war mir höchst uninteressant, weil ich zu voll von meinem eigenen war.

Nun, da ich von ihr getrennt bin, ist mein höchster Wunsch, es kennenzulernen. Alles kennenzulernen, was sie liebt, was auf sie Wirkung hat, was sie entwickelt.

Ihr niederes Ich kannte ich wohl zu gut, ihr höheres aber mochte sie selber nicht erstreben. Drum trennten wir uns wohl. Die Trennung war für beide ein Mahnzeichen, das höhere Ich zu suchen. Haben wir es gefunden, dann wollen wir uns wiedervereinen. Dann können wir einander geben, vorher nicht. Jede andere Betrachtungsweise als diese verkennt unser Verhältnis.

Dieses Endziel ist uns gegeben. Wir werden miteinander zusammenkommen, bis wir es erreicht haben, mag es noch so viele Enttäuschungen und Schmerzen geben.⁵⁹

Dieses Ziel muss ich vor Augen haben, wenn ich an sie denke. Alles andere ist eine Verzögerung, ist Schwäche, Sentimentalität.

Tagebuch 22. September 1911 [anlässlich eines Gespräches mit einem Bekannten W.O.]

Eigentlich müsste ich da meine eigene Liebesgeschichte erzählen. Ich müsste erzählen, was mich Tag für Tag beschäftigt, und was ich noch niemand gesagt habe. Ich müsste erzählen, wie FV und ich auseinanderkamen, wie ich keinen Menschen mehr sah, wie ich Tag und Nacht an sie denke, wie ich alle Lebensfreude einbüsste, wie ich schwor, niemand mehr zu lieben und ihr mein ganzes Leben zu weihen – und dennoch fern von ihr sein musste, wie sie Glück hatte und Freunde fand, die ihr halfen, wie sie ihr Brot nun verdient, wie sie reich und glücklich ist, wie sie Reisen macht – und wie ich dennoch mir immer noch Vorwürfe mache. Denn ich bin nicht die Ursache, dass es ihr gut geht, es ist nicht meine Schuld, wenn sie nicht zugrunde gegangen ist. Ich war ebenso hart wie W.O. Ich habe eben mein bequemes Leben auch nicht aufgeben mögen. Ich könnte W.O. sagen, dass ich – alles eingebüsst habe, was die Erde an Freude bietet und dass ich in irdischer Hinsicht nur noch ein Schattendasein lebe.

Ich habe FV alles gegeben, was ich hatte, mein ganzes inneres Leben, und äusseres hatte ich eben keines zu geben.

⁵⁸ Heinrich Lhotzky (1859-1930), protestantischer Schriftsteller, dessen «Buch der Ehe» (1911) Steffen auch an anderen Stellen im Tagebuch erwähnt.

⁵⁹ Der Gedanke, schon in einer früheren Inkarnation miteinander verbunden gewesen zu sein oder es doch in einer späteren Inkarnation zu sein, findet sich mehrfach in Steffens Aufzeichnungen.

Aber die äusseren Verhältnisse liegen hier doch anders. Als FV sich von mir trennte, hatte sie noch ca. 10 000 M. Sie war es, die die Trennung herbeiführte. Sie fühlte folgendes. [Steffen] kann mir nicht vorwärtshelfen. Mein Verhältnis zu ihm hindert mich nur, mir eine Lebensgrundlage zu schaffen. H. ist mir darin viel behülflicher. Er vermittelt mir Bekanntschaften. Er führt mich in Gesellschaftskreise, wo ich eine Stellung finden und mein Brot verdienen kann. Er gibt sich mehr mit meiner Zukunft ab. Er ist ein praktischer und lebenserfahrener Mensch, während St. wohl ein schönes Innenleben haben mag, aber doch vollkommen ratlos ist. - So brach sie denn mit mir. Und ich blieb ihr treu und könnte ihr heute ebenso wenig wie damals bieten und ziehe mich aus diesem Grunde ebenfalls von ihr zurück. Sie kann nicht mehr zugrunde gehen. Denn sie hat viele befreundete Familien. Sie wurde tatsächlich nur gerettet dadurch, dass ich aus ihrem Gesichtskreis trat. Ich habe dadurch, dass ich in ihr Leben trat, dieses Leben gefährdet. Da kommt alle Liebe, alles Ideale, das sie durch mich aufgenommen hätte, mir komisch vor.

Nun sind es über drei Jahre, dass wir uns getrennt haben. Nennt mir den Tag, wo ich nicht an sie denke, tiefer, als je ein Mensch es kann!

Und dennoch bin ich schuldig. Dennoch habe ich nicht das Recht zu sagen: Ich konnte nicht anders tun.

Nichts anderes kann ich tun, als dass ich mein ganzes Leben an sie denke, innig, heilig, hoch. Und möge ihr das wenigstens etwas nützen.

Und es nützt. Denn Gedanken sind Wirklichkeiten. Herz, ahnst du nun, warum ich mich so heftig einer Weltanschauung angeschlossen habe, die diese Lehre verkündet, die sagt, dass man geistig einem Menschen geben kann? Ich will ihr geistig mein Höchstes geben. Dann ist sie glücklich durch die Freunde. Innerlich aber komme ihr ein liebendes Gefühl zu. Nie wird sie es nur ahnen.

Solche Schicksale erzeugen immer einen seelischen Aufruhr in mir. Mein ganzes Leben gehört doch ihr. Ich könnte ihr nicht weniger gehören.

Tagebuch 3. November 1912 – nach einer Aufführung von Sent M'ahesa im Schauspielhaus München, welcher Steffen beiwohnte

Indische Melodie, arrangiert von Capellen. Zwei Tempeltänze. Einer vor gelbem, der andere vor violettem Hintergrund. Der zweite vor einer Schale von Feuer. Ich fange sie zu lieben an. Ihre ganze Seele strömt mir entgegen. Sie hat etwas Inniges, Gütiges, Hingebendes. O wie oft habe ich diese Gefühle zu Hause. Wenn ich sie hatte, dann schien ich mir ihrer wert zu sein. Sie ist das, was ich im Tiefsten empfinde.

Tanz des Zauberers. Mit einem Federgürtel. Sie bückt sich, verbirgt den Kopf und taucht mit einer dämonischen Maske auf. Nun ist alles, was sie tut, kosmisch furchtbar.

Sechmet, der verunglückte Tanz mit dem Pfauendach. Einen Augenblick denkt man, sie kann nichts.

Isis ist wieder schwermütig schön. Mir ist oft ein Weinen, das Erlösung und Liebe in sich birgt, zuvorderst. Ich kenne sie so gut. Ich fühle sie so tief. Und ich empfinde, dass jeder, der sie wahrnehmen kann wie ich, sie lieben und verehren muss, nicht anders sein kann zu ihr als ich, ihr alle tiefsten Gefühle, ihr Dankbarkeit, Geist, Treue schickt. Man sucht in sich nach dem Tiefsten, wenn man sie wahrnimmt, wie sie ist.

Nun findet eine Pause statt.

Ich grüsse H. u. Fr. Porges. Mit der letzteren komme ich in ein Gespräch. Ich sage, dass man schön durch sie wird, dass man Geist einatmet, dass unsere Zeit noch gar nicht geistig genug ist, um sie aufzunehmen. Sie stimmt mir bei und erzählt mir, dass sie F.K. kennen gelernt hat, sie sagt, wie diese alles haben finden müssen, erst als Studentin sei sie auf den Gedanken gekommen. Sie fragt mich auch, ob ich sie kenne? Ich sage: Vom Sehen und frage gleich, ob sie eine Deutsche sei. Einesteils frage ich, um zu wissen, ob F.K. von mir erzählt, andererseits um zu sagen, dass ich sie nur flüchtig kenne. Sie antwortet unbefangen, dass F.K. eine Livländerin ist.

Dr. P[orges] kommt mit kritischem Geschwätz. H. R[einhart?] auch nicht ganz eingenommen. Ja diese Leute sind nicht fähig sich hinzugeben. Sie sind nicht geistempfänglich, sondern nur

ästhetisch.

Nubischer Mensch.

Zwei Siegestänze.

Schwerttanz.

Cymbeltanz.

[...]

Mittags sinne ich einem Brief an F.K. nach. Ich will ihr schreiben, dass ich sie verehere und noch keinem Menschen davon gesprochen habe, ausser K[urt] W[ernly], der tot u. EvM. [Ernst von May] der bei der H.A. [Heilsarmee].

Sie hat mich so schön und glücklich gemacht. Sie kann das, die Liebe. Nach der letzten Nummer klatschte man heftig Beifall. Sie zeigte sich wieder, suchte zu lächeln, konnte es vor Erschöpfung kaum und zeigte ein Lächeln, das fast verzerrt war und wie ein Riss von meiner Seele empfunden wurde. Es war wieder eine Äusserung ihres Wesens wie ich es schon in Berlin, als ich sie das erste Mal gesehen hatte, wahrgenommen hatte. Die Schicksalsbewegung damals. Auch heute noch: dies so hoffnungsvolle Öffnen des Mundes. Sie wurde fast erschreckend in ihrer verzerrten Hilflosigkeit. So ist sie im Grund. Diesen Seelengrund kann ihr niemand, nichts verdecken. Vielleicht weiss niemand darum als ich. Zu Hause schrieb ich den Brief. Meine Schrift wird fast wie ihre bei der ersten Niederschrift. Ich bringe ihn auf die Post.

[...]

Noch etwas. Auch heute kam mir wieder zum Bewusstsein, wie kindlich sie ist. Man muss sie lieben. Wie grämte ich mich, dass man über sie klatschen könnte. Aber kann man denn das über ein Kind. Sie war zuweilen fast verklärt. Ich sah auch eine theos. Dame, eine der edelsten.

Sie ist mein Stolz. Sie hat die Aufgabe, die Erde zu vervollkommen auf ihre Art erfasst, hat gearbeitet, gedacht, probiert auf ihre Art. Nun soll sie auch von allen auf ganz eigenartige Art geliebt werden. Du liebe, seltsame, rührende Sent.

Sie hat mich zu einem unsäglich Glücklichen gemacht, der allen Menschen gut sein möchte. O seliger Abend. Ich bin wunschlos selig, wars ohne Unterbruch von 11 1/2 - 10 Uhr durch Hunger, Müdigkeit, in der Strasse, bei den Freunden, und jetzt gar wo ich schlafen gehe. Dank du liebes Weib.

Tagebuch 7. November 1912

Ich denke hier [zu Hause] an den Brief von F.K.⁶⁰ Ich erlebe meine Welt voll lebender Weisheit. Nun gibt sie mir ihre Ratschläge, die mir banal vorkommen müssen. Warum ist sie so unbescheiden. Ich sehe ihr Gesicht. Sie hat etwas Arrogantes Leichtsinnes, wenn es nicht gerührt, nicht liebevoll oder mitleidig ist. Die Physiognomie ist von innen heraus gestaltet. Ich gestehe mir das nicht immer, wenn ich an Menschen denke, die mir nahe stehen. Ich bin in meiner Erkenntnis oft nicht streng genug. - Ich will mir nun das Gesicht von F.K. ehrlich vor Augen rufen und es deuten. Es ist überfeinert, aber durchaus nur durch eine Übermenge künstlerischer Genüsse, nicht durch strenges Denken, nicht durch entsagendes Streben. Es ist eine Kultur auf ihm, die durch gewählteste Gesellschaft entsteht, aber nicht durch Selbsterkenntnis, nicht durch Selbstbesinnung. Sie ist ein Weib, das geistreich, schalkhaft, geschmackvoll ist. Sie kann alles verstehen, was man redet. Aber nicht, was man im Innersten ist. Sie hat ausserordentliches Gesellschaftstalent. Nun schreibt sie mir, ich ginge zu wenig unter Menschen, ich lebe ganz falsch, ich sei zu weise, zu bedenklich, zu ernst. - Aber spürst du denn nicht, dass ich das bin, weil ich zu dir gehöre und weil ich, wenn ich dir etwas sein will, eine Ergänzung zu dir bilden muss. Ich muss erleben, was du nicht erleben kannst, nicht erleben willst. Es muss einen Menschen geben, der dich nicht wie die andern immer leichtsinniger, immer flacher, immer oberflächlicher macht. Wenn du diesen Menschen siehst, wenn du an ihn denkst, sollst du dich fragen müssen. Ist es recht, wenn ich so lebe, ist es das Richtige? Du sollst einen Menschen haben, mit dem du

⁶⁰ Bezieht sich auf den Brief vom 4. November 1912, vgl. oben S. XX.

nicht auskommst wie mit allen andern, indem du schalkhaft und Gesellschaftsdame bist. Einer, der etwas anderes erwartet, mit dem du anders sein musst, bei dem dein Lächeln nichts mehr gilt. Bei dem dein Auge anders blicken muss. Es wird anders, es wird fast scheu, es wird zornig. Werd es wie es wolle. (Ich denke wie sie mich grüsst.) Dies Auge ist ihr unbequem. Sie will es nicht sehen. Nun dies Auge will auch nicht gesehen werden. Aber gerade weil es nicht will gesehen werden, beunruhigt es sie. Sie weiss, da lebt einer, der ist einsam, der leidet, der sagt nichts von seinem Leid, dem kann ich nichts sein. Warum lebt er so. Es macht sie ungeduldig. Sie möchte ihn anders. Wie kann man es anfangen, ihn zu ändern. Sie vermeint, dass er krank wird. Nun – mög ers werden. Was geht er mich an. Aber so fährt sie fort, einmal ging er mich was an. Einmal sagte ich zu ihm: Du bist der Mensch, den ich am liebsten habe, den ich immer lieben werde. Und nun hält sie ein. Ja etwas ist nicht richtig in mir. Etwas ist Lüge. Wenn dieser Mensch lebte wie ich, dann wäre alles gut.

Aber ist es denn nicht Enge von diesem Menschen, dass er so lebt, dass er sie so quälen will. O er lebt nicht nur ihretwegen so. Er lebt so, weil er gut und rein leben will. Er will nicht mehr wie früher werden. Er hat ihr weh getan, er hat an ihr eine Untat verübt. Nun will er keine Untat mehr verüben, das glaubte er ihr schuldig zu sein. Er will ihr den Ruhm verschaffen, dass sie ihn zu einem edlen Menschen gemacht hat.

Als ich ihren Mund, während sie lachte, betrachtete, da erkannte ich wieder einmal, dass ich sie nicht mehr als Weib lieben könnte und dennoch denke ich immer an sie. Sie liebt mich ebenfalls nicht, aber sie denkt auch nicht an mich. Das ist der Unterschied.

Aber sie hat auch schwere Augenblicke auf ihrem Zimmer. Sie fühlt sich einsam. Und eigentlich, weil das möglich ist, lebe ich so, dass ich einst all ihr Unglück werde verstehen können, immer an sie denkend und mich im Denken an sie stetsfort vervollkommnend.

Tagebuch, um den 26. Dezember 1912

Ich frage mich oft, ob ich F.K. nicht fragen soll, ob sie mein Weib werden will.⁶¹ Sofort heben nun die Fragen an, ob ich sie genügend lieben würde. Aber warum habe ich Sorgen deshalb? Eines weiss ich gewiss, dass sie mich nicht genügend liebt und dass aus dieser Tatsache nur Unglück entstehen könnte. Diese Tatsache macht es ganz unnötig, dass ich mich frage, ob ich sie genügend liebe. Das hat nichts zu sagen. Und wenn ich sie nicht heiraten darf, ist es doch durchaus gleichgültig, ob ich sie mehr oder weniger liebe. An sie denken, ja das werde ich ewig. Aber was ist dieses Denken?

Ich weiss doch noch, wie es zuing, als ihre Liebe verging. Ich erlebte es von Tag zu Tag. Ich erlebte die vollständige Gleichgültigkeit. Dann den Willen, nichts mehr von mir zu wissen. Ich schrieb ihr einen Brief, worin zu lesen war, dass ich mich in allem ihr hingab. Sie antwortete nicht. Nun - wollte ich keine Antwort mehr. Ich floh sie. Ich zog mich von ihr zurück. Und von der ganzen Welt. Sie merkte vielleicht nun, wie es mit mir stand. Da gab es Gelegenheit mir wieder zu schreiben. Ich antwortete kurz, ablehnend. Ich antwortete gar nicht mehr.

Wie verschieden ist mein Verhalten. Einmal öffne ich ihr ganz mein Herz. Das andere Mal antworte ich nicht auf einen wahren Freundesbrief. Und dennoch ist mein Verhältnis zu ihr dasselbe geblieben. Aber ich weiss, dass sie mich nicht liebt und weiss nicht einmal, ob ich sie liebe. Wie kann ich da anders handeln?

Tagebuch 30. Dezember 1912

Ich habe mich oft betrübt, dass ich sie nur so kurze Zeit sehen und lieben durfte. Aber ich gab ihr alles, was ich erlebte, bevor ich sie kannte und ich will ihr alles geben, was ich erlebte, nachdem ich mich von ihr trennen musste.

⁶¹ In einem Brief an Lee Hoetger (Frau von Bernhard Hoetger) aus dem Jahre 1951 schreibt Elsa: «Ein dunkles Gerücht [...] besagte, dass Ihr eine Zeit lang in der Schweiz bei Dornach gewohnt habt, in Albert Steffens Schatten sozusagen, der mich jahrelang immer wieder hat heiraten wollen – eine mir ganz unbegreifliche Idee.» Mitgeteilt von Marianne Lindhout, Den Haag.

Aus: Sucher nach sich selbst, Dornach 1931, S. 50ff.

Regentag. Ich lese das Plakat vom Ausstellungsvarieté. Traurigkeit überfällt mich. Ich halte mich den ganzen Tag zu Haus und vermag keinen Bissen zu essen. Gegen Abend geh ich in das Warenhaus, wo die Billette zum voraus gekauft werden können. In dieser Atmosphäre, unter lächelnden Verkäuferinnen und Kellnerinnen, verschwindet meine Schwermut.

Ich könnte mir einen Angestellten denken, der hier das Leben aushält, und dann, wenn er wechselt, verzweifelt; aber diese Heiterkeit und Höflichkeit ist flach, wie die Gartenlaube-Bilder, mit vergoldeten Leisten eingerahmt. Alles ist neu und ungebraucht; das gibt den Eindruck, als ob das vergangene Leben abgewischt werden könnte. Man braucht nur neue Schuhe und Kleider zu kaufen und für die Langeweile einen Roman. Ich werde von dieser Stimmung miterfaßt. Im obersten Stockwerk, wo Lebensmittel verkauft werden, befindet sich eine kleine Konditorei. Ich habe Schokolade und Kuchen nötig.

An den Nebentischen sitzen einige Mädchen, die sich kokett geben und froh wären, wenn ich mich zu ihnen gesellte und ihre Törtchen zahlte.

Ich trete nach vorne und schaue in die offenen Stockwerke hinunter, durch den Geschirr-, den Kleider-, den Geräteraum und so weiter. Ein leichter Schwindel überfällt mich und hernach eine fürchterliche Angst. Ich kann nicht länger bleiben.

Langsam gehe ich dem Varieté entgegen. An einem Kiosk sehe ich das Plakat, das ihre Tänze ankündigt. Die Schwermut verdichtet sich wieder.

Ich setze mich ganz hinten in den Raum.

Es treten zunächst einige Artisten auf, erst japanische Akrobaten, dann Trapezkünstler und so weiter. Ich beachte sie kaum.

Jetzt erscheint Z. Die Angst greift an mein Herz. Es ist mir, als rollte eine Furchtwelle in mich hinein, die in meinem physischen Leben gar nicht begründet ist. Das kommt aus längstvergangenen Epochen, aus Regionen, die sie aus fremden Zeiten holt, aus alten Heiligtümern.

Sie ist eine Priesterin.

Großer Beifall. Für mich wie ein Aufwachen aus einem Alp. Ich klatsche in die Hände und fühle, wie ich mich dadurch befreie.

Nun tritt sie noch einmal hervor, ernst, ohne sich zu verbeugen, und ich erkenne den Unterschied ihrer Hoheit von der Niedrigkeit der anderen.

Ich bin von allen Zweifeln befreit. Sie hat Zusammenhänge gefunden und in Tiefen geschaut wie kein Mensch, den ich kenne. Ich habe ein Wesensbild von ihr, wie es nicht herrlicher sein könnte.

Mit dem Tramway nach Hause. Unter einfachen Leuten. Alle Menschen haben etwas Heiliges an sich; keinen darf man verachten. Warum fühle ich so? Weil sie in mir ein Organ geweckt hat, womit man den höheren Menschen erkennt.

Ich bin ein Liebender.

Die Tänze sind prolongiert worden. Heute ist der letzte Tag ihres Auftretens. Die ganze Woche herrschte Regenwetter.

Ich ging noch einmal, sie zu sehen. Ich habe gehört, daß sie hernach auf eine Gastspielreise geht.

Der Raum war fast leer, kaum einige Ständer in der Garderobe behängt. Die Darbietungen hatten schon begonnen. Als ich langsam durch die Wandelgänge schritt, bevor ich in die Loge trat, hörte ich einen Kunstpfeifer, hierauf Geklatsche.

Es traten Athleten auf, die Pyramiden mit ihren Körpern errichteten. Ein Coupletsänger, mit Glatze und aufgesetzter Judennase, gigerlartig umherschleudernd, dessen Haupttrick darin bestand, daß er Fremdworte verwechselte, wenn er seine Alltagsangelegenheiten erzählte. Er redete zum Beispiel von kompromittierter Luft. Hierauf laufen einige als Halunken verkleidete Springer herbei. Einer zerrt eine Unmenge von Kragen aus dem Halse, so heiß ist ihm, legt sich ermattet hin, schläft ein. Ein anderer zündet seinen Fuß an, zieht eine

Seltersflasche aus dem Busen, löscht das Feuer wieder und so weiter. Dann eine Disease. Ich verstehe nicht viel.

Endlich Z . . . Seltsamerweise habe ich heute den Eindruck: Sie lebt nicht in ihrer Kunst, sie liebt sie nicht einmal. Sie tanzt, um Geld zu verdienen. Diesmal nur vereinzelt Händeklatschen, auf das sie, allzu bereitwillig, vor die Rampe tritt.

Das Mitleid wühlt in mir.

Als ich aus dem Varieté trete, sehe ich ihr Bild unter denen der Galagirls, Soubretten und Athleten, an jenem Kiosk. Jemand hat es beschmutzt.

Zweiseitiges, undatiertes Typoskript ähnlichen Inhalts aus der Münchner Zeit (wohl Entwurf, da in dritter Person geschrieben)

Eines Tages ging er an dem kleinen Theater vorüber, in welches er verzichtet hatte, zu gehen, da er sich nichts von den Dramen, die daselbst aufgeführt wurden, für die Rettung der Kultur erhoffte. Er versagte sich sogar, die Bühnenbilder, die in einem Kasten ausgestellt waren, zu betrachten. Die Schauspieler in ihren Kostümen und Masken, deren Photographien hier ausgestellt waren, erschienen ihm eitel und irgendwie erwachte ein Missgefühl, wenn er sie betrachtete. So schritt er also mit einem flüchtigen Blick vorbei, um plötzlich umzukehren, ohne noch zu wissen warum. Aber da setzte sein Herz aus, er sah das Bild der Freundin darüber, in einem Tanzkostüm mit der Notiz darunter, dass sie – auf einer europäischen Tournee begriffen, – auch in dieser Stadt zum ersten Male tanzen würde. Billette im Vorverkauf waren an der Kasse des Theaters zu haben, von 4 bis sieben Uhr. Ohne sich weiter zu besinnen holte er sich eine Karte.

Ihre Tanznummern waren zwischen einer Clownaufführung [und] einem Trapezkünstler, was ihn sehr beunruhigte, obschon er die Reinheit ihrer Kunst - es waren kultische Bewegungen – als eigene Seelenläuterung und Katharsis empfand. Er fühlte die Pflicht, sie darauf aufmerksam zu machen und bat sie um eine Zusammenkunft. Sie liess ihn in das Hotel kommen, und es stellte sich sogleich heraus, dass sie gerade so wie er empfand. Aber es war eben durchaus kein anderes Lokal frei gewesen. Jetzt, aber nach dem grossen Erfolg, stünden ihr die ersten Bühnen zur Verfügung und sie hatte schon ein Engagement den ganzen Winter hindurch eingegangen.

Er fragte sie, ob er sie in den nächsten Tagen öfter besuchen dürfte, denn er hatte einfach Angst um sie. Worauf sie erwiderte: Gerne, aber allzuviel Zeit hätte sie nicht, da sie ihren Erfolg ausnützen müsse, täglich übt sie mindestens sechs Stunden, gesellschaftlich war sie sehr in Anspruch genommen, Kritikern, welche über sie schreiben wollen, wäre sie verpflichtet, man wisse nie, was solche Banausen schreiben, wenn man sie nicht instruiert, schliesslich komme es doch darauf an, dass sie ihnen die Artikel mehr oder weniger diktiere... Da anerkant er sich, auch seine Gedanken über ihre Kunst zu schreiben und verfasste einen Aufsatz. Sie waren ihr aber zu abstrakt.

Das alles beunruhigte ihn, wie aus vielen sich wiederholenden und nur wenig metamorphosierten Bemerkungen seines Tagebuchs hervorgeht. Es sprach sich darin eine grosse Verehrung gegenüber dieser Tänzerin aus. So stand zum Beispiel darin, dass sie gleiche Anbetung vor der Schöpferkraft des Geistes besass, wie er vor der [bricht ab].

Tagebuch 26. Oktober 1932

F.K. ist mir sehr nahe, obschon ich sie wohl nie mehr sehen werde. Die Stufe der Innerlichkeit, die ich durch jenen Verzicht erreichte, geht mir nie mehr verloren. Ich darf ihr das Wertvollste sagen, dass ihre Freundschaft mir Lebensstütze ist. (An einem sonst so trüben Tage.)

Aus: Dreiunddreissig Jahre, Dornach 1959, 102ff.

In wenigen Tagen las der junge Student in den Büchern, was als Lehrstoff das ganze Semester hindurch gegeben wurde, und hielt sich im übrigen an die wenigen Professoren oder Privatdozenten, die in den Zuhörern die Seelenkräfte aufriefen, an sich selber zu arbeiten, sich zu verwandeln. Eines war ihm, obschon es ihm noch nicht völlig zum Bewusstsein kam, doch eingeschrieben, weil er es wie einen geistigen Instinkt in sich trug: dass es für ihn Aufgaben, und zwar ganz unpersönliche, gab, die er früher oder später erfüllen musste. Er war sich keiner Schuld bewusst, die irgendwie gravierend gewesen wäre. Kleinere Verfehlungen zu vergrössern lag ihm ferne. Und doch fühlte er, dass er etwas, das ihn wie ein Alp beschwerte, abladen musste. Das sagte ein unstillbares Sehnsuchtsbegehren in ihm. Er durfte seine Kräfte, wollten sie ihn zuweilen auch überwältigen, nicht verschwenden. In dieser Seelenverfassung traf er mit der ersten Frau zusammen. Als er fühlte, dass er sie liebte und dass seine Liebe von ihr erwidert wurde, stellte sich ihm sogleich die Gewissensfrage, ob sie sich für das Leben verbinden sollten.

Aber sowohl in ihm als auch in ihr erhob sich, obschon sich beide frei empfanden, etwas wie ein Schrecken, da sie sich entscheiden sollten. Sie hatten sich gerne, aber sie mussten sich sagen, dass die Götter gegen sie waren. Das Schicksal versagte eine harmonische Vereinigung. Ein Abgrund tat sich zwischen ihnen auf. Sie erkannten die Kluft gleichzeitig, er von seiner und sie von ihrer Seite aus, und entsetzten sich. In einer Selbstbesinnung, die sie wie ein eisiger Schauer isolierte, entfernten sie sich wortlos voneinander. Dieses seltsame Geschehnis zu deuten, sollte ihm erst nach Jahrzehnten gelingen. Zunächst musste er in der selbstgewählten Einsamkeit durch alle Qualen gehen: War es richtig, sie zu verlassen? Heisse ich nun ein Mensch, der nicht selbstlos sein kann? Dem vielleicht die wahre Liebe überhaupt fehlt? Diesen Vorwurf vermochte er nur durch ein beständiges Treugedenken zu entkräften.

Eines war ihm vollkommen klar, dass er eine höhere Forderung, als sie in einer irdischen Verbindung beschlossen war, erfüllen musste. Etwas, das jenseits von jedem Sinneserleben lag und das er sogar in den Traum der Nacht hineinnahm, schaute ihn ohne Unterlass an; bei jedem Gespräche, hinter jeder Lektüre lauschte es, es sprach zu ihm: Du darfst die Schuld nicht vermehren. Aber hatte er sie denn nicht eher vermindert, oder wenigstens vermieden? Jedoch es war nicht etwas gemeint, das er jetzt verschuldet hatte, sondern etwas von früher, das er gar nicht mehr wusste. Denn - fuhr es fort zu reden: - Du könntest zwar in der Schönheit und nur des Genusses wegen weiterleben und eine Künstlerin, wie es deine Geliebte ist, anbeten, die Liebe zu ihr sogar heiligen, aber du hast doch so vieles gutzumachen. Aber was denn? fragte es in ihm. Und es antwortete: Leidende erlösen. Denn du bist nicht dazu da, glücklich zu werden, sondern Unglück aufzuheben. Und da er Philosophie studierte, formulierte er es so: Ich habe nicht nur eine ästhetische Entwicklung durchzumachen, sondern auch eine ethische. Die Freundin hatte das Echo dieser inneren Stimme gehört, die er erst nach der Trennung erlauschte, lange vor ihm selber; deshalb war sie von ihm zurückgetreten, um ihren eigenen Weg zu gehen und die ihr zugeteilten Gebiete urbar zu machen, um sich - vielleicht - später wiederum mit ihm, als Gebende, zu vereinigen.

Sowohl in ihm wie in ihr sprach der Engel eines höheren Lebens als desjenigen, das zwischen Geburt und Tod verlief. Das Trennungswort, das nur ein vorläufiges war (dies wurde beiden erst lange nachher bewusst), ragte aus einem früheren Leben in das jetzige hinein.

Aus: Dreiunddreissig Jahre, Dornach 1959, S. 261f.

Warum sollte hier nicht von einem Jugenderlebnis berichtet werden, das sein ganzes späteres Schicksal und vor allem das geschilderte Verhalten den Gestorbenen gegenüber bestimmt hatte, nämlich von seiner Verlobung, besser gesagt, seiner Entlobung und somit von einer Schuld? So empfand er es auch heute noch, und er litt daran.

Wieder einmal hatte er sich jenen Lebensabschnitt in das Gedächtnis gerufen, das gemeinsame Erinnerungsgemälde von ihr und ihm, das physisch so plötzlich abriß und seelisch ununterbrochen fortlief.

Er war als Student einsam, sie als Tänzerin gesellig gewesen. Aber das mag ein oberflächliches Urteil sein, denn innerlich gesehen wurde er ein Seelenkenner und sie eine Menschenkundige. Und so ergänzten sie sich gegenseitig im Geist, wenn sie sich physisch auch nicht mehr begegnen sollten.

Nun aber, nach so vielen Jahrzehnten, geschah es, daß ihm das gemeinsame Erinnerungsgemälde, das er sich immer wieder vergegenwärtigte, in ein dramatisches Geschehen verwandelt wurde.

Es spielte sich in einer lang vergangenen Kulturepoche ab, als Wachtraum, wozu ihm sein jetziges Erleben nicht im geringsten Anlaß bot.

Er sah sich nämlich als Jüngling mit einem chinesischen Mädchen von kindhaftem Aussehen zusammen. Es streckte ihm die Hand entgegen, was ihn mit zärtlicher Rührung erfüllte. Sie duldete es, daß er sie streichelte. Da trat ein dunkler Mann von heimtückischem Aussehen herein und las ein Dekret vor, wonach sie zum Tode durch Erhängen verurteilt wurde, machte schon die Schlinge, die in einem Schriftzeichen bestand, zurecht, wie das H im Worte Henken.

Aber sie vermochte zu entfliehen und kehrte gleich darauf zurück, von einigen Kriegern begleitet, die den Dunkelhäutigen fesselten.

Der Maler wachte auf, schlief wieder ein und träumte weiter.

Jetzt waren sie als Gattin und Gatte vereint. Aber er erwies sich nicht mehr als der gleiche wie vorher, obwohl er dieselbe Persönlichkeit war, jedoch in einem anderen Leibgewand, einem Königskleid. Er hatte eine Landkarte vor sich und plante einen Kriegszug.

Da trat eine dritte Gestalt an das Paar heran, ein schönes Weib, aber von jäher Bewegung und wildem Blick. Sie wollte den Herrscher verführen und seine Gemahlin vergiften. Aber sie wurde gezwungen, den Becher, den sie kredenzte, selber zu leeren. Ihr glühendes Gesicht wurde zur grauen Larve und die üppige Gestalt zum dünnen Skelett.

Die beiden erschienen jetzt wie im ersten Traum als Kinder.

Aus: Die Mission der Poesie, Dornach 1962, 74ff.:

Junger Mensch

Sein Körper war gesund, durch Bergbesteigungen und Schwimmtouren trainiert und von einem Selbstbewußtsein getragen, das nichts erschüttern konnte. Was in seinem Inneren lebte, schien in harmonischem Einklang damit. Er dachte, fühlte und wollte, ohne daß diese Seelenfähigkeiten in Widerstreit miteinander gerieten.

Als Student war er fleißig. Er las viel, aber die Weltanschauungen übten keine Macht über ihn aus. Sie verloren ihre Wirkungen auf seinen Wanderungen. Wenn ihn eine Leidenschaft erhitzte, so kühlte er sie schnell beim Rudern oder Segeln. Die Selbstüberwindung war ihm wichtiger als die Hingebung an andere, gleichsam ein geistiger Sport.

Doch eines Tages geschah es, dass dieses Körpergefühl sich zu einer Roheit verstieg, die eine Studentin, mit der er im Seminar zusammen sass und die er zuweilen heimbegleitete, derart kränkte, dass sie sich von ihm zurückzog. Sie setzte sich nicht mehr an seine Seite, weshalb er aus dem Kolleg bald wegblieb. Er spürte, dass er schwach würde, wenn er sich davon irritieren liesse, und gab sich noch mehr als sonst seinen Extravaganzen hin.

Aber die Erinnerung an jenen Augenblick, da er sich vergessen hatte, nagte doch an ihm. Seine Nächte wurden, trotz der gewaltsamen Ermüdungen, immer schlafloser.

Und eines Nachts war es ihm, als ob ihm sein Körper, der ihm bis jetzt die Einheit der Persönlichkeit gesichert hatte, entschwände und ihm aus dem Hohlraum, den er hinterliess, drei Wesen entgegenträten.

Das erste war eine Gespenst, das als Gewand einen Gehrock aus den schwarzen Wachsheften zusammengeleimt trug, worin er das System jenes Philosophen eingetragen hatte, dem er mit der Kollegin so oft zugehört hatte. Er vermochte aber dessen Gedanken nicht mehr zu folgen. Sie verflüchtigten sich samt dem Dozenten.

An dessen Stelle trat ein anderes Wesen. Es analysierte, was in seiner Seele vorging. Es beschuldigte ihn und suchte seine Reue zu wecken. Er wehrte sich gegen die Schuldgefühle, die darob erwachen wollten. Aber diese stiegen stets wieder und stärker empor. Immer von neuem griff der Dämon in sein Inneres ein und vergällte ihm nachträglich alle seine Gespräche, die er auf Spaziergängen mit der Freundin geführt hatte. Schon damals habe er, höhnte er (und versandte zynische Seitenblicke dabei), hässliche Absichten gehabt. Der junge Mensch verteidigte sich, indem er in die Schulzeit zurückkehrte und beteuerte, er habe an die Kameradin nur so wie an seine Schwester gedacht: «Ich schwöre es, bei meiner Mutter, sie war mir heilig! Da merkte er plötzlich, dass er nicht mehr in der Gegenwart fühlte, sondern in einer lang vergangenen Geschichtsepoche. Es war eine klassische. Er sah es an den wallenden Gewändern. Alles schien verklärt, die gewöhnlichen Farben ätherisch geworden, als wären sie durch einen Regenbogen gesichtet. Die Felsen zu Tempelformen aufgetürmt. Die Bäume grossblättrig und die Blüten Sterne. Er sagte zu dem Teufel, der ihn bedrängte: «Meine Gespräche mit der Geliebten waren Gedichte».

Und schon war auch dieser Unhold entschwunden und eine andere Höllengestalt an seine Seite getreten. «Diese Welt hast du zerstört», sagte sie düster, so dass ihn Furcht erfasste. Und er musste mit Entsetzen sehen, wie er wirklich das Bild des Menschen, das sich wie eine Statue aus der antiken Landschaft erhob, mit Hammerschlägen zertrümmerte. Er schrak wildlings empor und schluchzte, schon im Wachen: «Ach, ich bin doch schuldig geworden!» Und sie hatte recht, mich von sich zu weisen. Nun lag er da und fragte sich: Was musste er tun? Sollte er seine Selbsterkenntnis in den Wind schlagen und seine waghalsigen Taten fortsetzen? Dann, so musste er sich gestehen, würde er früher oder später in den Abgrund, der sich vor ihm auftat, stürzen.

Der Körper, der bis jetzt seine Seele zusammengehalten und getragen hatte, musste künftig vom Geist gestützt werden. Sein Denken, Fühlen und Wollen klafften auseinander. Aus den Klüften dazwischen hatten sich die Unwesen auf ihn geworfen.

Unser Studiosus war ein Mensch, der, wenn er auf sich bestehen wollte, sich fortdauernd steigern musste. Bis jetzt hatte er sich physisch ermannt, von nun an musste er es geistig tun. Wie aber vermochte er zu siegen, wenn sich seine Gedanken verflüchtigten wie Nebelwolken über dem Gebirge, von dem er auf die Niederungen hinabschaute?

«Ich muss», so sagte er zu sich, «noch höher als diese Eishörner emporsteigen und die von mir Erniedrigte beim Höherstieg mit mir nehmen, sie bis zu den Sternen tragen.» Das heisst, die Weltanschauungen wahr machen und Himmelsausblicke gewinnen. Und das Fühlen muss ich läutern, indem ich mich von den Unschuldskräften meiner Kindheit heiligen lasse. Das heisst, auf jede Analyse der Empfindungen, ob die Gekränkte mich schuld oder nicht schuld findet, verzichten. Es gilt, unendlich tiefer hinunterzusteigen, als es die armseligen Psychoanalytiker vermögen. Und dem Wollen, das Vernichtungstrieb in sich trägt, muss ich das Menschheits-Ich einfügen, das heisst, das Geschehene als zu meinem Schicksal gehörig betrachten.

O wie freute er sich nun schon auf das nächste Gespräch. Wenn sie ihm jedoch ein solches versagen sollte (und sie tat es), so wollte er sich ohne Ressentiment auch damit abfinden und warten, bis es einmal möglich sein würde. «Inzwischen», so gelobte er, geh ich auf dem Weg zum Geiste weiter.»

Aus: Die Mission der Poesie. Dornach 1962, 79ff.

Vom Alter aus geschaut

Erst jetzt (so begann der weltfreundliche Greis seinen Bericht) ergaben sich mir die Werte, die in meinen Jugenderlebnissen veranlagt waren. Das Wesentlichste erscheint mir heute der erste Kuß gewesen zu sein, obschon in meinen Schriften nie von einem solchen die Rede ist, was, wie ich glaube, gerade deshalb auf junge Leute die größte Wirkung haben kann.

Damals, noch vor dem ersten Weltkrieg, zählte ich zweiundzwanzig Jahre, jetzt zweiundsiebzig. Ich trennte mich von einer Freundin, mit der ich ein Jahr lang auf das innigste verbunden gewesen, um ihr (das will ich gleich einfügen) künftig nicht weniger, sondern mehr anzugehören.

Was war der Grund gewesen? Ich kann hier nicht mit einer Liebesgeschichte aufwarten, die unglücklich verlaufen wäre, geschweige denn mit einem Sündenregister, das meine Freundin mißtrauisch gegen meine Liebe gemacht hätte, weshalb auch ihr die Trennung willkommen gewesen wäre, wie ich erst meinte. Ich vermag nicht einmal mit Sicherheit zu sagen, ob die Schuld an unserer Scheidung (wir betrachteten uns schon als verlobt) auf ihrer oder meiner Seite lag.

Ich muß mir alles, was damals geschah, nur aus den allgemeinen Maximen erklären, womit ich diesen besonderen Fall in meinem Tagebuch glossierte. So will ich denn einige dieser Notizen zur Kenntnis geben. Sie scheinen mir für jeden Menschen zu gelten. Also, die erste Eintragung: «Wenn man den Nächsten nicht mehr als endliches Wesen betrachtet, wird man schon vorsichtiger im Zusammenleben mit ihm.» Vorsichtig, deshalb, wollte ich sagen, weil die Verantwortung jedem Worte gegenüber, das einem entschlüpft, zu tragen ist. Als ewiges Wesen will man ernst genommen werden. Wehe, wenn man leichtsinnig redet.

Bemerkungen, die ich vor der Trennung zu meiner Freundin ohne Bedenken hatte verlauten lassen (aus einer leisen Eifersucht, die gar nicht berechtigt war), zu denen ich nachher nicht mehr stehen konnte, gingen mir Jahre lang nach, als wären es böse Taten gewesen. Und sind sie es nicht geworden? Ich wußte, daß Worte, ja sogar Gedanken weiter wirkten, und vermochte ihre Wirkungen nicht aufzuhalten, falls sie eingetreten waren. Und mußte ich dieses nicht annehmen? Ich meine damit meine Neigung zur Ironie, besonders der Liebe gegenüber. Ich konnte mich damals nicht zu einem Vertrauen in das höhere Ich des Menschen emporschwingen, weil meine Bekannten nur das niedere annahmen, und so gebrauchte ich selber deren Ausdrucksweise, sogar mir selber gegenüber, obschon ich wie ein Asket lebte.

Ach, ich ahnte nicht, daß gerade dieser Mangel an Vertrauen meine Freundin verletzen mußte.

Die Lösung unseres Verhältnisses ergab sich nicht plötzlich. Wir kamen zunächst nur weniger häufig zusammen. In den Zwischenzeiten hatte ich Gedanken, die unwiderleglich schienen und zum endgültigen Abbruch führten, der wiederum ganz undramatisch verlief. Wir begegneten uns immer seltener und sahen uns schließlich, da wir uns nicht suchten, Monate lang nicht mehr. Ich kam damals durch die Werke Schopenhauers und mehr noch durch das Buch seines Schülers Philipp Mainländer «Die Philosophie der Erlösung» zur Überzeugung, daß der Mensch nur würdig existieren kann, wenn er abstirbt. Es war weder ein physisches noch ein seelisches Leiden, auch nicht Krankheit und Armut, nicht einmal ein Ressentiment als Folge der Entbehrung, was mich auf diesen Irrweg führte. Die Verneinung ging vom Geiste, nicht vom Körper aus. Sie war ein Ausfluß meiner überschüssigen Kräfte, und ich war stolz auf meinen Entschluß, an der allgemeinen Dekadenz nicht mehr teilzunehmen.

Ich schrieb an meine Freundin, um nicht mißverstanden zu werden: «Ich kenne niemand, der einen gesünderen Körper hat, eine mächtigere Leidenschaft, eine höhere Genußfähigkeit und eine härtere Ausdauer. Aber was soll man damit auf dieser Erde und unter solchen Zeitgenossen? Wo ist ein Fest, wo ein Wirkungsfeld, wo ein Ziel, das einen nicht entwürdigt? Überall mischt sich Gemeinheit ein. Glaubt man, etwas gefunden zu haben, wofür man sich einsetzen könnte, so merkt man, daß man sich nicht dem Leben, sondern der Idee hingeben

wollte. Und schließlich entdeckt man, daß man sich überhaupt nur dieser opfern darf, das heißt aber für meinen Fall – absterben.»

Dieser Brief führte wahrscheinlich meine Freundin endgültig zur Einsicht, daß wir nicht zusammenpaßten. Wenigstens antwortete sie nicht darauf. Und so schrieb ich zum Abschied: «Du hast mich unsäglich reich und sehnsüchtig nach Schönheit und Reinheit gemacht. Nun muß ich mir ein neues Reich erobern. Ich kann es nur dadurch, daß ich – verzeih, wenn ich mich wiederhole – absterbe. Ich muß deshalb Krankheit, Häßlichkeit und Tod, die drei Schlüssel zum Geist, im Licht der Erkenntnis leuchten lassen.»

Weitere Gedanken aus jener Epoche, worüber ich aber allen Menschen gegenüber schwieg, waren:

«Wenn ich am besten dadurch helfen kann, daß ich absterbe, so gibt es keine andere Wahl. Das Opfer ist immer noch das letzte Ziel. Bedingung ist, daß man fröhlich bleibt, wie andere beim Empfangen. Man kann eben aus Freude, Liebe, Begeisterung sterben, wie andere aus Mißmut, Langeweile und Ekel.

Bevor man abstirbt, muß der Haß in Liebe verwandelt werden. Es ist wahr, daß diese Liebe den Hassenden in mir vernichtet; und da gilt es oftmals viel zu vernichten: Eigennutz, Behagen, Geschäftigkeit, dies muß man opfern können, um zur Liebe zu gelangen. Aber das ist schließlich gleichgültig: Wenn man die Liebe selber ist, so kann man vergessen, mit wieviel Mühsal man sie erworben hat. Ob durch ein kurzes oder langes Leben, will nichts mehr bedeuten.

Durch das Absterben kommt man über den Widerwillen hinaus. Man richtet nicht mehr. Man regelt sein Verhältnis zu den anderen Menschen. Ich will nicht sagen, daß ich dadurch gut bin. Aber ich verfall dem Verbrecher in mir nicht. Und daß ein solcher in meinem Innern lebt, ist ganz gewiß.»

Ich wußte damals noch nicht, daß jeder Mensch in sich böse Neigungen hat, und daß er sie sogar haben muß, um sie, wenn sie emporsteigen, anzuschauen, sich ihrer bewußt zu werden und sich dadurch auszuweiten, damit er das Geistselbst in sich empfangen kann. Ich kannte auch jenen (von einigen Literaturgelehrten allerdings angezweifelte) Spruch von Goethe nicht, der sagt, daß er zu jedem Verbrechen fähig gewesen wäre, außer zu der Lüge und dem Neid, und der das Böse in sich gerade deswegen zu einer Stufe gemacht hatte, um ein höheres Gutes in sich zu entwickeln.

Fühlte man dieses Böse nicht beständig in sich, wenn man ein gemeines Plakat betrachtete, wenn man einen häßlichen Menschen sah, wenn man sich mit einer Untat identifizierte? War nicht Kain in jedem Menschen, schon wenn man kritisierte?

Es war das Absterben auch ein Protest gegen den Untergang, gegen das Nützlichkeitsdenken, gegen die Gier der Masse. Man lernt den Körper durch Absterben kennen, weil man dadurch distanziert von ihm ist und seine Gesetzmäßigkeiten überschaut. Das höchste Erkennen ist nur durch das Ablegen des niederen möglich.

Alle andere Liebe als die der Aufopferung ist ein Umweg.

Man handelt hoch, wenn man verlernt hat, nieder zu handeln, und das hohe Handeln lernt man nur durch Absterben.

Im Augenblick, wo ich abgestorben bin, fühle ich mich aller hellen Taten fähig.

Ich komme den Menschen, die ich schädigte, näher.

Einmal muß es doch gelernt werden. Besser jetzt als später.

Es mag für jeden Menschen anders sein. Einer muß auf alles verzichten, ein anderer auf nichts.

Um helfen zu können, muß man verschiedene Wege machen, je nachdem man Verbrecher ist oder Heiliger. Der Verbrecher wird nur zum Heiligen, wenn er den Verbrecher in sich überwindet, und das ist eben, indem er abstirbt. Gewiß, ein Heiliger braucht nicht abzusterben. Wieso denn auch? Wenn er heilig ist, lebt er ja auf. Baum, Vogel und Wolke,

die er schauend in sich aufnimmt, machen ihn nur noch heiliger. Aber wenn ich nicht heilig bin, muß ich im Nichtheiligsein absterben. Einen anderen Weg seh' ich nicht.

Wenn ein Verbrecher lange leben will, so darf er nicht bereuen, sonst würde er besser, müde des Verbrechen, krank, weil es ihn selber kränkt, das heißt, er übergäbe sich dem Tode.

Es kann ein Verbrecher absterbend heilig werden und im stündlich-stetigen Gedanken: Könnte ich durch das Todesopfer mich befreien und, mein Blut vergießend, Taten verrichten. Zum Beispiel im Krieg. Aber dann blutet er nicht für sich, sondern für sein Vaterland.

– Als meine Lebensverneinung ihren Tiefstand erreicht hatte, lernte ich den Lehrer kennen, der mich rettete.

Wenn ich aber geglaubt hätte, daß damit diese Episode zu Ende gewesen wäre, so würde ich mich sehr getäuscht haben. Gerade dadurch, daß ich tiefer in die Verborgenen meiner Seele eindrang, entdeckte ich eine noch innigere Verbundenheit mit meiner Freundin als vorher. Ich begegnete ihr nunmehr auch in meinen Träumen, und das bedeutete mir mehr, als wenn ich sie im Wachen, in einem Vortrag oder einem Konzert erblickte, war es allein oder in Begleitung von Freunden, zu denen viele Künstler, Schauspieler und Professoren gehörten.

Lassen Sie mich einige dieser Imagines, die keine Einbildungen sind, wenn auch nur in wenigen Takten antönen.

Ich sah in ihrem Zimmer Gemälde an den Wänden, die mir nicht gefielen, und sagte zu ihr: «Wenn du sie nicht abhängst, werde ich nie mehr zu dir kommen.» «Dann mußt du eben fortbleiben», erwiderte sie.

Ich begegnete ihr mit einem neuen Freund. Dessen Gesicht war spitzer und diabolischer als ich es im Wachen gesehen hatte. Ich sagte mir, daß er sie mit seinem spöttischen Lächeln verführen könnte. Ich sah die beiden ein Restaurant betreten, das einen schlechten Ruf besaß, und wurde traurig, daß sie es zuerst, von ihrem Begleiter mit einer Handbewegung eingeladen, betrat, was der guten Sitte entgegen war.

Die Gäste begrüßten das Paar mit immer groteskeren Verbeugungen, bis sie mich, der alles von der Drehtür aus betrachtete, herbeirief und bat, sie wieder hinauszuführen. Aber ich vermochte nicht, mich zu bewegen. Und erwachte ...

Ich saß mit einem Freund auf einer Bank im Park. Da lief sie auf dem Kiesweg, wie vor einem kommenden Wetter flüchtend, den Schirm vor ihrem Antlitz aufgespannt, so daß ich es nicht sehen konnte, eilig vorüber. Mein Gefährte begann hämisch von ihr zu reden. Drum schlug ich ihm in seine Fratze und traf mich selbst und wurde wach.

Über einem Zelt, einer Stiftshütte gleich, hingen schwarze Wolken. Ich wußte, ein Unheil drohte. Da betete ich für sie. Und das Gewölke verwandelte sich in Kränze aus Kleinodien.

Ich fand eine gelbe Dogge, ergriff sie am eisernen Halsband, da sie gefährlich erschien, und sperrte sie in eine Kapelle, an deren Wänden Bilder aus dem Totentanz hingen. Der Hund bellte, winselte, wedelte, aber erst als die Laute, die er ausstieß, Menschenworte wurden und ich, sein Bändiger, vernahm, daß er die Freundin beschützte, ließ ich ihn wiederum hinaus.

Sie trat als altes Weib ver mummt aus ihrem Hause, vor dessen Tür ich Nacht für Nacht gewartet hatte, so lange, bis auch meine Haare weiß geworden waren. Ich rief sie mit ihrem Namen an. Dadurch fiel die Larve von ihrem Gesicht, das weinte. «Weine nicht», sprach ich, «ich werde dich ewig lieben, auch wenn wir beide gestorben sind.»

Ich las die Geschichte unseres früheren, ach so kurzen Zusammengehens in einer alten Chronik. Die Vorwürfe, die sich von Seite zu Seite mehrten, wurden immer schwerer und schmetterten den Deckel mit den eisernen Scharnieren plötzlich zu.

Ich sah sie als Figürchen, fingergroß in einem Rondo mit den Tierkreisbildern geschmückt, auf das zierlichste tanzen. «Was tust du da?» fragte ich entzückt. «Ich illustriere deine Liebesgedichte!» erwiderte sie lächelnd.

Wir spazierten Hand in Hand in einem Garten und hielten vor einem Pensebeet still. Der Lehrer trat zu uns und sagte: «Die schönsten Wahrheiten blühen dort, wo sich der Geist mit der Liebe vereint, in der Pflanzschule der Lebenskunst.»

Wir kamen in einer Gesellschaft zusammen. Die Leute hielten uns für Geschwister.

Das sind nur einzelne meiner unzähligen Träume, aber sie lassen die Zielsetzung aller erkennen. Dabei ist zu beachten, daß sie sich von den gewöhnlichen und willkürlich verlaufenden dadurch unterscheiden, daß der Träumer eine gewisse Herrschaft über sie erlangt hat, weil er sein Gefühls- und Willenserleben im Wachen durch Selbsterkenntnis stetig kontrollierte. Das zeigt sich schon im Ablauf dieser Traumdramolette, wenn auch nicht in der Wahl der Bilder, die meine Sehnsucht, die niegestillte, bestimmte. Sie könnten auch ganz anders sein. Sie sind nur das wechselnde Kleid einer dauernden Liebe.

Ich wage beizufügen: das Gewand des Poeten. Bei einem Wissenschaftler oder Techniker würde es anders aussehen.

Den letzten Traum, als Synthese aller früheren, formte ich zu einem Gedicht, in der Gewißheit, daß mir dadurch Absolution erteilt wurde. Mein Ich war mir objektiv geworden, so daß ich es als Du ansprechen konnte. Damit galt es auch für sie.

Im Wachtraum war's, du schriebst an deinem Pult.
Die Freundin, die du einst verlassen hast,
die dich verließ – wer wüßte, wo die Schuld?
kommt heut zu dir, ist wiederum dein Gast.

«Wohl ein Sonett?» fragt sie, unmerklich fast
die Lippen regend. «O ich hab' Geduld,
bis du zu Ende bist.» Da scheint verblaßt
die Schrift und fremd geworden ihre Huld.

Ihr schlichtes, langgetragenes Schwarzgewand
gibt über viele Schmerzen ihm Bescheid.
Und sie sieht am verwischten Wort: Er weint.

Was aber sagt das violette Band
um ihren Hals? Und seine Tränen? – Leid,
das sie im Geiste wiederum vereint.

Nachträgliche Bemerkung: Wir gehen immer weiter auseinander. Aber wir umspannen einen stets sich vergrößernden Umkreis. Unsere Sehnsucht nimmt mit der Entfernung zu, so daß sie uns wiederum zusammenführen wird, wenn vielleicht auch erst in einem späteren Erdenleben. Dann beginnt die Erfüllung der gemeinsam gewählten Aufgabe. Wir werden durch Stärke verbunden sein, nicht mehr durch Schwachheit.

Dank der Treue.»

Einige weitere Hinweise zu Elsa Carlberg und zur Tänzerin im dichterischen Werk

Wer das dichterische Werk Albert Steffens kennt, weiss, wie die «Tänzerin» immer wieder in neuen Formen Gestalt annimmt. Schon in seinem zweiten Drama, dem 1915 vollendeten «Auszug aus Ägypten» spielt der Tanz eine zentrale Rolle, sowohl beim Pharao und der Gattin-Sphinx, besonders aber im Tanz der Priesterin Mirjam, mit dem das Stück schliesst. Dass der Dichter hier an Sent M'ahesas Versuch gedacht hat, ägyptische Tempeltänze «wiederzubeleben», ist keine Frage.

Züge von Elsa Carlberg tragen aber auch andere Frauengestalten, so die Sängerin Klara Freymont in «Der rechte Liebhaber des Schicksals» (1916), Lotte in «Sibylla Mariana» (1917) und besonders deutlich die Gestalt der Isa im weitgehend autobiographischen Roman «Aus Georg Archibalds Lebenslauf und nachgelassenen Schriften» (1950), der das hier vermittelte Bild in vielerlei Hinsicht erweitert.

Im Roman «Lebensgeschichte eines jungen Menschen» (1928) ist es die Gestalt der Ea, von der es S. 251 etwa heisst: «Weil ich die Freundin, die ich in der Gegenwart gefunden habe, um ihr für alle Zukunft treu zu sein, auch in den vergangenen Zeitaltern suche, leuchten mir die Farben und Töne aller früheren Epochen auf, ich sehe sie in Indien, Persien und Ägypten... / Ich bekomme durch diese Liebe ein Verhältnis zur Geschichte.»

Im Roman «Sucher nach sich selbst» (1931) begegnet uns die Gestalt der Tänzerin Zoe (vgl. den Textauszug oben S. **XXX**), von welcher auch Photos auf Postkarten erwähnt werden (S. 30f.), «die jedermann kaufen konnte». Solche Postkarten von Sent M'ahesa befinden sich im Nachlass von Steffen (vgl. Abb. XX).

Mit am unmittelbarsten ist der Bezug zu Elsa Carlberg bzw. Sent M'ahesa in der Gestalt der Tänzerin, der «Bewegungskünstlerin», in der Novelle «Ordnung der Geschicke»⁶², in welcher Steffen auch seine freundschaftliche Beziehung zu Emma Meyn (der «Bäuerin») in München und die Beziehung zu Elisabeth Stückgold (der «Tochter») im Sinne der Schicksalsordnung miteinbezieht und wo es am Schluss von der Tänzerin heisst:

«Die beiden [gemeint sind der Dichter und die Tochter] haben sie zwar nicht persönlich besucht. Aber sie, wie andere glückliche Menschen, in ihren Schöpfungen gesehen.⁶³ Darüber ist zu sagen, dass sie ihre Kunst auf die höchste Stufe erhoben hat. Sie versucht den kosmischen Lauf der Seelen, den sie nach dem Tode zurücklegen, in ihren Tänzen darzustellen: Wie der Tote die purpurne Begierde von sich weist und in blaues Sehnen verwandelt. Wie er im Grünen und Gilben von Lust zu Unlust schwankt. Wie er sich zur goldenen Erkenntnis hebt. Wie er leuchtet im Licht der Liebe und wirkt in Gottes Kraft. Läuterung, Geselligkeit, Gebet, Opfer und Wiederkehr zur Erde, um alle, die an ihr leiden, zu erlösen: – Wer möchte ihr nicht folgen?»

⁶² In: Lebenswende. Dornach-Stuttgart 1931, S. 64ff.

⁶³